

Otto Friedrich Bollnow

Der Mensch und seine Sprache*

Inhalt

Übersicht 2

DIE SPRACHE ALS SYMBOLISCHE FORM 2

- Der Begriff der symbolischen Form bei Cassirer 2
- Die Funktion der Sprache bei Humboldt 3
- Die zentrale Stellung der Sprachphilosophie 3
- Der Begriff der Sprachlichkeit 4

DIE ERKENNTNISLEITENDE FUNKTION DER SPRACHE 4

- Das Zeigen 4
- Die Namengebung 5
- Die Grenzziehung im Fließenden 6
- Die Klangwirkung 8
- Die Metaphern 8
- Sprachliche Konzeptionen 9
- Die Syntax 10

DIE BINDUNG AN DIE SPRACHE 11

- Das Wohnen in der Sprache 11
- Die Weltansicht der Sprache 12
- Der Wandel im Sprachgebrauch 13
- Neue Wortprägungen 14

WORTE IM WEITEREN SINN 15

- Die Erweiterung der Fragestellung 15
- Das Sprichwort 16
- Das Dichterwort 16
- Das Schlagwort 17

DAS AUSGESPROCHENE WORT 18

- Das Wort als Entscheidung 18
- Die Selbstwerdung im ausgesprochenen Wort 20
- Die Grenzsituation des sprachlichen Ausdrucks 21

DIE BEMÜHUNG UM DIE GENAUIGKEIT DES SPRACHLICHEN AUSDRUCKS 23

- Die Beschreibung 23
- Die dichterische Gestaltung 23
- Das Vollendete und das Unvollendete 24

DIE WECHSELREDE 25

- Die Beratung und Verhandlung 25

* Erschienen in: Kindlers Enzyklopädie Der Mensch. Hrsg. von H. Wendt / N. Loacker. Bd. 6: Sprache, Kunst und Religion. Zürich 1983, 17-56. Die Seitenbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

Das freie Gespräch	26
Der Gang des Gesprächs	27
Das Schweigen	28
Literatur	30

Übersicht: .Ohne Sprache gibt es für den Menschen keinen Zugang zur Welt. Mit ihrer Hilfe benennen und ordnen wir, was uns umgibt und was wir erleben. Die Sprache als Vorrat von Symbolen erlaubt uns den geistigen Zugriff auf jede Wirklichkeit, und liege sie noch so weit hinter den Grenzen unserer konkreten Umgebung und persönlichen Erfahrung. Die Sprache als weltvermittelnde Struktur wird von Martin Heidegger in einem tiefesinnig-vielsagenden Bild als »Haus des Seins« bezeichnet. Der Beitrag beschreibt die unglaubliche Vielfalt, mit der das Haus der Sprache eingerichtet ist – von den Worten der Dichter über unsere alltäglichen Gespräche, Verhandlungen und Versprechen zu den mannigfaltigen Arten des Verstumms und Schweigens. Immer wieder aber beschwört der Autor den Menschen als geschichtliches Wesen, für das kein Haus auf immer gebaut ist. Neue Geräte, neue Gefühle, neue Erfahrungen und Umgangsformen – immer muß das Haus der Sprache umgestaltet werden, soll es kein Feind lebendiger Veränderung werden.

DIE SPRACHE ALS SYMBOLISCHE FORM

Der Begriff der symbolischen Form bei Cassirer

In seiner »Philosophie der symbolischen Formen« und später noch einmal zusammenfassend in seinem Essay »Was ist der Mensch?« entwickelt Ernst Cassirer (1874-1945) den Gedanken, daß es für den Menschen keine Möglichkeit gibt, die Wirklichkeit unabhängig von der menschlichen Deutung und Bearbeitung in ihrem sozusagen noch nackten und unberührten Naturzustand zu erfassen, daß vielmehr jede Auffassung der Wirklichkeit nur durch die Vermittlung bestimmter symbolischer Formen möglich ist. Unter »symbolischen Formen« versteht er dabei die Weisen, in denen der Mensch die Welt, in der er lebt, zur Kultur umgeschaffen hat, also die verschiedenen Kulturbereiche: die Sprache, den Mythos, die Religion, das Recht, die Wirtschaft, die Kunst, die Wissenschaft und so fort, insofern sie Medien sind, Wirklichkeit zu erfahren. Cassirer faßt zusammen: »Der Mensch hat nicht mehr wie das Tier einen unmittelbaren Zugang zur Wirklichkeit; er kann ihr gleichsam nicht ins Angesicht blicken. Die unberührte Wirklichkeit scheint in dem [17/18] Maße, in dem das Symbol-Denken und -Handeln im Menschen reifer wird, sich ihm zu entziehen... Er lebt so sehr in sprachlichen Formen, in Kunstwerken, in mythischen Symbolen oder religiösen Riten, daß er nichts erfahren oder erblicken kann, außer durch die Zwischenschaltung dieser künstlichen Medien« (Cassirer 1960, S. 39).

Dieser Ansatz stellt die konsequente Fortführung der Transzentalphilosophie Immanuel Kants (1724-1804) dar, wie sie durch die Ausbildung des modernen geschichtlichen Bewußtseins notwendig geworden war und wie sie seinerzeit schon Wilhelm Dilthey (1833-1911) als die »Kritik der historischen Vernunft« gefordert hatte. An die Stelle des Kantischen Apriori mit den Formen der Anschauung und des Denkens tritt hier das Ganze der symbolischen Formen. Während das Kantische Apriori noch eine zeitlose Gültigkeit beanspruchen konnte, tritt uns hier ein ausgebreitetes Reich sich wandelnder und sich entwickelnder Strukturen entgegen. Die menschliche Geistesorganisation selber kann so in ihrer Geschichtlichkeit begriffen werden, ohne deswegen ihre die Auffassung der Wirklichkeit leitende transzendentale Funktion preiszugeben. Wir können in diesem Sinn von einem sich wandelnden und in be-

ständiger Vermehrung begriffenen Apriori sprechen.

Die Funktion der Sprache bei Humboldt

Unter den verschiedenen symbolischen Formen nimmt die Sprache wiederum eine bevorzugte Stellung ein. Sie ist das Medium, dessen sich die übrigen symbolischen Formen – mit Ausnahme der Musik und der bildenden Künste, die eine Sonderstellung einnehmen – bedienen, das sie also immer schon voraussetzen. Die Sprache hängt also offenbar – in einer noch näher zu bestimmenden Weise – eng mit dem Wesen des Menschen zusammen. Hier hat schon zur Zeit des Deutschen Idealismus Wilhelm von Humboldt(1767-1835) angesetzt. Er betont: »Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache« (1963, S. 11). Und er erläutert ihre Funktion: »Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur. Er umgibt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten« (1963, S. 434).

Schon hier ist die grundsätzliche Einsicht in aller Klarheit ausgesprochen. Die Sprache ist kein bloßes Mittel, den schon vorher fertigen Gedanken mitzuteilen, sondern sie leitet von vornherein die Art, wie der Mensch die Dinge auffaßt. »Der Mensch lebt mit den Gegenständen... ausschließlich so, wie die Sprache sie ihm zuführt« (1963, S.434). Damit ist schon bei Humboldt der später von Cassirer verallgemeinerte Grundgedanke vorweggenommen (wenn er auch seinerzeit wenig beachtet wurde und darum innerhalb der Philosophie lange Zeit ohne nennenswerte Auswirkungen blieb). Die Betrachtung wird darum auch immer gern zu diesem bedeutenden Vorläufer zurückkehren. [!819]

Die zentrale Stellung der Sprachphilosophie

Wie auch die andern, den verschiedenen symbolischen Formen entsprechenden Kulturbereiche zur Ausbildung ihnen zugeordneter Wissenschaften geführt haben – etwa der Kunswissenschaft, Rechtswissenschaft, Religionswissenschaft –, so hat auch die Sprache als ein eigner Gegenstandsbereich zur Entstehung einer besonderen Wissenschaft, der Sprachwissenschaft, geführt, die besonders in den letzten Jahrzehnten unter dem Namen der Linguistik mit einer präzisierten Fragestellung eine reiche Entfaltung gefunden hat. Davon zu unterscheiden ist die Sprachphilosophie, die sich mit der Funktion der Sprache im Gesamtzusammenhang des menschlichen Lebens, kurz gesagt, mit ihrer anthropologischen Funktion beschäftigt. Wir können sie mit Helmut Fahrenbach (1978, S.23) auch kurz als »Sprach-Anthropologie« bezeichnen.

Wenn man bedenkt, wie Cassirers »Philosophie der symbolischen Formen« die durch das geschichtliche Bewußtsein notwendig gewordene Fortführung der Kantischen Transzendentalphilosophie darstellt und wie die Sprache die grundlegende dieser symbolischen Formen ist, dann wird verständlich, daß die Sprachphilosophie in den letzten Jahrzehnten immer stärker in den Mittelpunkt des philosophischen Interesses getreten ist und dort die Rolle einer grundlegenden Disziplin übernommen hat, die im neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhundert die Logik und Erkenntnistheorie innegehabt hatten. Man kann sie in dieser Hinsicht gradezu als die notwendig gewordene Erweiterung der früheren Erkenntnistheorie betrachten. Wenn es noch vor wenigen Jahrzehnten eine etwas gewagte Behauptung war zu sagen, die Sprachphilosophie »ist heute nicht mehr eine philosophische Einzeldisziplin neben vielen andern, der Naturphilosophie, der Geschichtsphilosophie usw., sondern wird immer mehr zur zentralen Disziplin der Philosophie und schickt sich an, eine Rolle zu übernehmen, wie sie

früher vielleicht die Logik eingenommen hatte« (Bollnow 1952, S. 138), so ist dies heute, um nur einen Beleg neben manchen andern anzuführen, bei Karl Otto Apel (geb. 1922) im zusammenfassenden Rückblick auf die gegenwärtige Situation schon als vollzogene Tatsache verzeichnet: »Die Sprachphilosophie – nicht als Thematisierung des Gegenstands Sprache neben anderen möglichen Gegenständen, sondern als Reflexion auf die sprachlichen Bedingungen der Möglichkeit der Erkenntnis – ist an die Stelle der traditionellen Erkenntnistheorie getreten« (1976 a, Bd. 2, S. 331). Ausdruck dieses gesteigerten Interesses an der Sprache ist unter anderem der 1966 in Heidelberg abgehaltene VIII. Deutsche Kongreß für Philosophie, der ganz dem Problem der Sprache gewidmet war und in dem Hans-Georg Gadamer (geb. 1900) in seiner Eröffnungsrede hervorhob: »Mir scheint, dieses Thema der Sprache (nicht als jenes Objekt der Wissenschaft ... wie es die Sprachwissenschaften bearbeiten, sondern das Thema Sprache als Unterpfand eines unausweichlichen Bezugs auf das Ganze unseres In-der-Weltseins) ist der legitime Zugang, an dem sich das Problembewußtsein unserer Tage orientieren kann« (Gadamer 1967, S. 14). [19/20]

Der Begriff der Sprachlichkeit

Wir bezeichnen die Wesensverfassung des Menschen, die durch den Besitz der Sprache gegeben ist, mit einem wohl zuerst von Bruno Liebrucks (geb. 1911) als Terminus eingeführten Begriff als seine Sprachlichkeit. Wir unterscheiden damit zwischen dem gegenständlich faßbaren Seinsbereich der Sprache und der Sprachlichkeit als der Verfassung des Menschen, die durch den Besitz der Sprache gegeben ist, so wie man in entsprechender Weise zwischen der Zeit und der Zeitlichkeit, zwischen der Geschichte und der Geschichtlichkeit unterschieden hat. In diesem Sinn kann man die Aufgabe der Sprachphilosophie als die Betrachtung des Menschen in seiner Sprachlichkeit bestimmen.

Wenn auch die eingehende systematische Untersuchung der Sprachlichkeit nicht unabhängig von den konkreten Ergebnissen der Sprachwissenschaft durchgeführt werden kann, so sind doch gewisse elementare Grundzüge von der besonderen Gestalt der Sprache, ihren Strukturen und Gesetzmäßigkeiten und ihren verschiedenen Ausprägungen in den einzelnen Sprachen unabhängig, und es ist zweckmäßig, vor aller weiteren Behandlung diese allgemeinen anthropologischen Zusammenhänge noch unabhängig von den spezielleren Ergebnissen der Sprachwissenschaft und auch möglichst unabhängig von deren wissenschaftlich ausgebildeter Terminologie herauszuarbeiten. Das soll in der folgenden Darstellung versucht werden.

DIE ERKENNTNISLEITENDE FUNKTION DER SPRACHE

Das Zeigen

Man hat die Wesensbestimmung, die den Menschen vom Tier unterscheidet, nach alter Überlieferung im Besitz der Sprache gesehen. Diese schon in der griechischen Definition des Menschen als des zoon logon echon (das des Wortes mächtige Wesen) enthaltene Bestimmung bedarf indessen einer gewissen Korrektur; denn der entscheidende Unterschied liegt schon eine Schicht »tiefer« im Aufbau der seelischen Leistungen. Er liegt schon in der Fähigkeit zu zeigen. Ein Tier vermag zwar einen Gegenstand zu ergreifen, sich seiner zu bemächtigen, aber nicht auf ihn zu zeigen, und es versteht auch beim Menschen nicht die zeigende Gebärde. Ein Hund schnappt höchstens nach dem ausgestreckten Zeigefinger, statt seine Aufmerksamkeit in die Richtung der zeigenden Gebärde zu lenken. Für die »höhere« Funktion des Zeigens spricht auch, daß manche Kranke bei Verletzungen des Zentralnervensystems zwar nach ei-

nem Körperteil greifen, aber nicht mehr auf ihn zeigen können (Buytendijk 1956, S. 192). Darum hat Georg Misch (1878-1965) in seinen Logik-Vorlesungen, in denen er im Sinne der Lebensphilosophie die schrittweise Entstehung der logischen Formen aus dem vorlogischen, noch mit den Tieren gemeinsamen Lebensverhalten herausgearbeitet hat, beim Zeigen den entscheidenden Einschnitt gesehen (³1967, S. 113). [20/21]

Im Zeigen geschieht nämlich der Übergang von einem praktischen Umgang, in dem der Mensch noch im natürlichen Einklang mit seiner Umwelt lebt, zu einer gegenständlich gewordenen Wirklichkeit. Im Zeigen – am deutlichsten im ausgestreckten Zeigefinger der rechten Hand – hebe ich ein bestimmtes Ding aus der fließenden Umgebung heraus, fasse es als solches isolierend ins Auge und richte zugleich den Blick des andern, den ich darauf aufmerksam mache, auf dieses jetzt von uns beiden als dasselbe erfaßte Ding. Das Zeigen bringt so die dem Menschen objektiv gegenüberstehende Wirklichkeit hervor.

Das Zeigen behält aber, wie Klaus Giel in seiner »Studie über das Zeigen« (1969) genauer herausgearbeitet hat, auch da, wo es nicht mehr in der bloßen Gebärde besteht, sondern sich sprachlicher Mittel bedient, seine objektivierende, den Gegenstand sichtbar machende Funktion im weiteren Aufbau der Erkenntnis, auf die wir später noch zurückkommen müssen. Nicht durch Zufall wird ja die Phänomenologie als ein Sehen-lassen, das heißt als ein Zeigen bezeichnet.

Die Namengebung

Aber solange das Zeigen sich auf die bloße wortlose Gebärde beschränkt, hat es seine unübersteigbare Grenze darin, daß es an die leibhafte Gegenwart seines Gegenstands gebunden ist. Es verliert sich im Nichts, sobald dieser verschwindet. Und weil der Gegenstand im Zeigen nur in seinem bestimmungslosen, sozusagen nackten Dies-da gefaßt wird, ist es auch nicht möglich, ihn in Gedanken festzuhalten und, wenn er wieder erscheint, als denselben wiederzuerkennen. Das wird erst durch das Wort ermöglicht, das Jean Paul (1763-1825) darum mit Recht als den »geistigen Zeigefinger« (Werke, Bd. 12, S. 363) bezeichnet. Das Wort erst vermag das in der Gebärde Bezeichnete festzuhalten und verfügbar zu machen, indem es die Bewegung des Zeigens in gedanklicher Ebene fortsetzt.

In klassischer Weise hat Johann Gottfried Herder (1744-1803) in seiner Abhandlung »Über den Ursprung der Sprache« diese Leistung des Worts deutlich gemacht. Seine Darstellung sei darum hier im Wortlaut wiedergegeben: »Der Mensch beweiset Reflexion, wenn die Kraft seiner Seele so frei würket, daß sie in dem ganzen Ozean von Empfindungen, der sie durch alle Sinnen durchrauschet, eine Welle, wenn ich so sagen darf, absondern, sie anhalten, die Aufmerksamkeit auf sie richten und sich bewußt sein kann, daß sie aufmerke. Er beweiset Reflexion, wenn er aus dem ganzen schwebenden Traum der Bilder, die seine Sinne vorbeistreichen ... sich Merkmale absondern kann, daß dies der Gegenstand und kein anderer sei ... Dies erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele! Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden!« Er erläutert dies am Beispiel des Schafs: »Es steht da, ganz wie es sich seinen Sinnen äußert. Weiß, sanft, wollicht – seine besonnen sich übende Seele sucht ein Merkmal – das Schaf blöket! sie hat Merkmal gefunden ... Das Schaf kommt wieder. Weiß, sanft, wollicht-sie sieht, tastet, besinnet sich, sucht Merkmal - es blöket, und nun erkennet sies wieder! >Ha! du bist das [21/[22]/23] Blökende!< fühlt sie innerlich, sie hat es menschlich erkannt, da sies deutlich, das ist, mit einem Merkmal erkennet und nennet« (Werke, Bd. 5, S. 34 f).

Das Wort ermöglicht es also, im Fließenden Linien zu ziehen und in dem rastlosen Strom der Erscheinungen, »in dem ganzen Ozean von Empfindungen«, also chaotisch auf den Menschen einstürzenden Sinneseindrücken, etwas Bestimmtes auszusondern und als dieses Bestimmte in

der Zukunft wieder zu erkennen. Durch das Wort wird also das Ding für den Menschen erst greifbar, und so gewinnt er zugleich selbst einen festen Stand in der Welt.

Dabei ist das Verhältnis nicht so zu verstehen wie bei Adam, der nach der Schöpfungsgeschichte allen Tieren einen Namen gab, nämlich daß schon vorher als solche erkennbare Dinge dann mit einem Wort bezeichnet werden, sondern das Wort schafft erst eigentlich das Ding, indem es dieses aus einem diffusen Untergrund heraushebt. Erst im Wort wird das Ding im eigentlichen Sinn für uns wirklich. Was wir nicht im Wort bezeichnen können, ist für uns so gut wie nicht vorhanden. Sehr glücklich hat das Jean Paul ausgedrückt, wenn er sagt: »Durch Benennung wird das Äußere wie eine Insel erobert« (Werke, Bd. 12, S.363).

Unter erzieherischem Gesichtspunkt hat es Friedrich Fröbel (1782-1852) einmal so ausgesprochen: »Jeder Gegenstand, jede Sache, jedes Ding wurde gleichsam für das Kind erst durch das Wort; vor dem Worte war es für das Kind, auch wenn das äußere Auge es wahrzunehmen schien, gar nicht da; das Wort selbst schuf gleichsam die Sache für das Kind« (1951, Bd. 2, S. 56). Das gilt nicht nur für die Entwicklung des Denkens im Kindesalter, sondern bleibt bestimmd für das Verhältnis des Menschen zu seiner Welt: Nur was wir mit einem Wort bezeichnen können, das können wir auch mit Bewußtsein auffassen, das andre bleibt, »auch wenn das äußere Auge es wahrzunehmen schien«, unbestimmter Hintergrund, in dem wir nichts greifen können. Uns fällt das Einzelne gar nicht erst auf, und wenn wir es aus irgendeinem Grund dennoch bemerken, etwa eine schöne Blume auf der Wiese, deren Namen wir nicht kennen, da verschwindet es gleich wieder, wenn wir vorübergehen. Grundsätzlich gilt, daß die Welt, in der wir uns bewegen, eine Welt benannter und durch die Benennung uns bekannter Dinge ist. So heißt es auch bei Stefan George (1868-1933) in einem von Martin Heidegger (1899-1976) nachdenklich gedeuteten Gedicht: »Kein ding sei wo das wort gebracht« (Heidegger 1959, S. 162 ff, 220 ff).

Das gilt nicht nur, wie es der Ausgang vom Zeigen nahelegen könnte, von den sichtbaren Dingen der Außenwelt, sondern ebenso sehr und in noch gesteigertem Maß von den Erscheinungen der geistigen Welt, von den seelischen Regungen, von den Gefühlen und Stimmungen, den Tugenden und Lastern. Was Liebe ist, was Stolz, was Heimweh – wir brauchen die Beispiele nicht zu häufen –, alles das hebt sich erst durch das Wort aus dem Untergrund dunkel gespürter Empfindungen heraus und formt sich erst zu diesem bestimmten Gefühl oder dieser bestimmten Geisteshaltung.

Wir können das dahin zusammenfassen, daß nur das im Wort Gefaßte für uns eigentlich wirklich ist, alles andre aber so gut wie nicht vorhanden bleibt. In diesem [23/24] Sinn ist auch der bekannte Satz Ludwig Wittgensteins (1889-1951) zu verstehen: »Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt« (1969, S. 64). Weil aber die Sprache immer die gemeinsame Sprache einer Sprachgemeinschaft ist, wird das im Wort Gefaßte zugleich aus dem Bereich des individuell Zufälligen herausgehoben und in die Sphäre überindividueller Gültigkeit übertragen. Der Spracherwerb ist damit ein wesentlicher Bestandteil in der Sozialisierung des Menschen.

Die Grenzziehung im Fließenden

Wenn so die Sprache aus einem diffusen Hintergrund das Einzelne als ein Bestimmtes heraushebt, so ist das nicht so zu verstehen, daß sie einfach eine schon vorher in den Dingen angelegte Gliederung nachzeichnete. Sie hat vielmehr einen großen Spielraum in dem, was sie als einheitlich zusammenfaßt, und dem, was sie als verschieden unterscheidet. Verhältnismäßig einfach ist es noch, wo es sich, wie bei den Tieren und Pflanzen, aber auch bei den von den Menschen hergestellten Geräten, um diskret voneinander geschiedene Gegenstände han-

delt. Aber schon hier ist es weitgehend von den Entscheidungen der Sprache abhängig, was sie mit einem einheitlichen Wort zusammenfaßt und was sie als so verschieden empfindet, daß sie es mit verschiedenen Wörtern bezeichnet. Das verdeutlicht man sich am besten an den bekannten Beispielen aus der Sprachwissenschaft. Wenn etwa die Araber zahlreiche Wörter für das Kamel, die Lappen für das Rentier haben, wo uns nur ein einziges Wort zur Verfügung steht, so bedeutet das, daß sie in den betreffenden Bereichen mehr unterscheiden und infolgedessen differenzierter sehen und sich differenzierter verhalten können als wir (Kainz 1941 ff, Bd. 2, S. 125 ff). Darin spiegelt sich zugleich die ganze Lebenswelt der betreffenden Völker und die Wichtigkeit, die diesen Tieren darin zukommt. Entsprechend könnte auch auf die zahlreichen Bezeichnungen hingewiesen werden, die die deutsche Sprache für das Pferd hat (Roß, Gaul, Klepper, Mähre, Schimmel, Rappen usw.). Darin drückt sich die Wichtigkeit aus, die das Pferd in unsrer Lebenswelt hat oder vielleicht besser in der Vergangenheit einmal gehabt hat.

Der Spielraum der Sprache wird aber dort wesentlich größer, wo es in der Natur keine festen Grenzen, sondern fließende Übergänge gibt. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür sind die Farbbezeichnungen. Wenn wir gewohnt sind, vier Grundfarben zu unterscheiden (blau, rot, gelb, grün), so ist diese Gliederung nicht schon in der Natur vorgezeichnet. Wir haben hier vielmehr (wenn wir uns zur Vereinfachung auf die spektroskopisch reinen Farben beschränken) einen kontinuierlich geschlossenen Farbkreis, in dem kein Punkt vor dem andern ausgezeichnet ist. Welche Farbe man als rein hervorhebt, welche man als gemischt empfindet, das ergibt sich erst aus der Lenkung der Wahrnehmung durch die Sprache. Das ist also historisch bedingt. Es hätte auch anders sein können. »An sich gibt es in dieser Reihe keine ausgezeichneten Punkte. Um welche Stellen man die einzelnen Schattierungen gruppiert, das heißt wie viele und welche Farben man annimmt, ist Sache der gliedernden Wahr- [24/25] nehmung. Diese Gliederung geschieht mit Hilfe der Wörter, also der Farbnamen« (Porzig 1950, S. 59).

Sehr aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß die Griechen des Altertums zwar verschiedene Bezeichnungen für einzelne Blautöne hatten, aber keine übergreifende Bezeichnung für das, was für uns in der Verschiedenheit der Abwandlungen die Einheit des Blau ausmacht. »Diese verschiedenen Erscheinungen ... werden nicht als Abschattungen einer und derselben Farbe gesehen. Es gibt für den antiken Menschen tatsächlich die Farbe blau nicht« (Ammann² 1928, Tl. 1, S. 129). Man hat darum mit Recht von einer seelischen (also nicht physiologisch bedingten) Blaublindheit der Griechen gesprochen. Umgekehrt gibt es in andern Sprachen auch Farbbezeichnungen, wie das kyaneos (schwarzblau) der Griechen, für die wir unserseits »blind« sind, die uns »verschlossen« bleiben (Lipps 1944, S. 28), weil uns die »vorgängige Konzeption« fehlt, unter der hier das Verschiedene zusammengenommen wird.

Der Verschiedenheit der Farbbezeichnungen in den verschiedenen Sprachen, vor allem auch der außereuropäischen, nachzugehen, ist eine wichtige und verlockende Aufgabe. An dieser Stelle sollte der kurze Hinweis nur dazu dienen, an einem besonders überzeugenden Beispiel zu zeigen, wie stark unsre Wahrnehmung durch die Sprache geleitet ist. Die Wahrnehmung artikuliert sich in den von der Sprache bereitgestellten Auffassungsformen. Was als einheitlich zusammengefaßt wird und wo Unterscheidungen gemacht werden, das wird durch das »Raster« der sprachlichen Bezeichnungen bestimmt. Es hängt also entscheidend von der Sprache ab, in welcher Weise sie das Netz ihrer Begriffe, bald enger und bald weiter, dieses zusammennehmend und jenes wieder trennend, über die Wirklichkeit spannt. So hat es schon Wilhelm von Humboldt erkannt: »Alle [nicht rein konstruktiv erzeugten, sondern in der natürlichen Sprache gegebenen Begriffe] schneiden das in ihrer Mitte liegende Gebiet, wenn man das durch sie bezeichnete Objekt so nennen kann, auf verschiedene Weise ein und ab, enthalten weniger und mehr, andre und andre Bestimmungen« (1963, S. 21).

Diesen Gedanken hat neuerdings Eugenio Coseriu sehr nachdrücklich wieder aufgenommen. Er faßt zusammen: »Die Bedeutung [eines Worts] ist Gestaltung der menschlichen Erfahrung. Diese Gestaltung folgt aber keinen schon vor der Sprache gegebenen Abgrenzungen oder Scheidungslinien. Prinzipiell könnte die Gestaltung auch eine völlig andere sein, und in der Tat stellen verschiedene Sprachen verschiedene Bedeutungsgestaltungen dar. Somit sind die Einzelsprachen nicht als bloß materiell verschiedene Nomenklaturen für schon gegebene Dinge zu interpretieren, sondern vielmehr als verschiedene Bedeutungsnetze, die die erfahrene Welt verschieden organisieren. Anders gesagt, ist die Sprache nicht Feststellung, sondern Festsetzung von Grenzen innerhalb des Erfahrenen« (1970, S. 115). [25/26]

Die Klangwirkung

Der Einfluß der Sprache auf die Auffassung der Wirklichkeit macht sich noch in anderer Weise bemerkbar. Das nur im Aussprechen voll gegenwärtige Wort hat als ein sinnlich wahrnehmbares Gebilde einen bestimmten Klang, einen »Kangleib« könnte man sagen, und dieser trägt als solcher einen bestimmten Gefühston, der, wenn auch meist unbewußt, den Hörer anspricht und sein Verhältnis zum damit Bezeichneten beeinflußt. Wir sehen dabei ab von den verhältnismäßig seltenen Fällen der Klangmalerei, in denen das Wort unmittelbar ein in der Natur vorkommendes Geräusch nachahmt. Wir meinen vielmehr den Ausdruckscharakter, der im Klang des Wortes selbst enthalten ist. Ob hohe oder tiefe Vokale, ob harte oder weiche Konsonanten, alles das übt eine unwiderstehliche Wirkung auf den Hörenden aus und färbt sein Verständnis.

Der vielfältige Gebrauch, den die lyrische Dichtung von der Klangwirkung der Wörter macht, hat die Literaturwissenschaft immer wieder beschäftigt, aber in verborgener Weise wirkt sie sich auch in der gewöhnlichen Alltagssprache aus und beeinflußt das Verhältnis zu den Dingen und Geschehnissen. Um diese überaus reizvollen Zusammenhänge wenigstens an einem Beispiel zu illustrieren, seien aus dem Kapitel »Ortsnamen, Namen überhaupt« aus dem Romanzyklus »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« von Marcel Proust (1871-1922) einige Sätze angeführt, in denen er davon spricht, wie schon der bloße Name einer Stadt ein ganz bestimmtes Vorstellungsbild heraufbeschwören kann: »Der Name von Parma ... schien mir fest und glatt in sanftem grauosa Ton gehalten, und wenn jemand zu mir von einem Hause in Parma sprach, das ich besuchen könnte, weckte er in mir die angenehme Idee, ich werde in einem fugenlos glatten Haus von milder grauosa Tönung wohnen, das keine Beziehung zu den Behausungen irgendeiner anderen Stadt Italiens hätte und das ich mir nur mit Hilfe jener schweren, gleichsam luftlosen Tonsilbe des Wortes Parma vorstellte« (1958, S. 572).

Die Metaphern

Wichtiger aber noch sind die Einflüsse, die von der inneren Struktur der Sprache auf die Auffassung der Welt und des Lebens ausgehen. In der Sprache steht kein Wort für sich allein, aus den Wortstämmen sind neue Wörter abgeleitet, die zusammen ganze Wortfamilien bilden, in denen das Verständnis des einzelnen Worts von diesem Zusammenhang geleitet wird. So kommt etwa aus dem Verbum »fahren« die Fahrt, die Fähre, der Gefährte, die Gefahr, die Erfahrung und so fort. Ein ganzes System von Beziehungen, die nicht schon von der Sache her vorgezeichnet sind, sondern erst von der Sprache hineingetragen werden, durchzieht so unsere Sprache und bedingt durch sie unsere Auffassung der Wirklichkeit. Selbst wo diese Beziehungen nicht bewußt sind, wirken sie doch hintergründig weiter und können in der Besinnung wieder ans Licht gehoben werden. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, das Verständnis

dessen, was im menschlichen Leben im vollen Sinn »Er-[26/27] fahrung« bedeutet, durch die Herkunft dieses Worts von den Gefahren der Fahrt mitbestimmt (Bollnow 1970, S. 129 ff).

Am eindrucksvollsten zeigt sich diese Kraft der Sprache, Zusammenhänge zu schaffen und in ihnen die Welt zu deuten, in den Metaphern. Unter einer Metapher versteht man bekanntlich die Übertragung eines Worts auf einen neuen Gegenstandsbereich. Man spricht insofern von einer wörtlichen und einer übertragenen (bildlichen) Bedeutung. Dabei gewinnt das Wort aber nicht nur eine neue Bedeutung hinzu, sondern indem der Gegenstand (oder Vorgang usw.) kraft einer an ihm entdeckten Ähnlichkeit mit einem andern, schon bekannten in Verbindung gesetzt wird, wird er von diesem her in einer bestimmten Richtung aufgefaßt und gedeutet. So spricht man zum Beispiel vom Fuß eines Berges, vom Bett eines Flusses.

Solche Metaphern kommen nun nicht nur gelegentlich und zufällig in der Sprache vor, sie sind auch nicht nur eine »poetische« Ausdrucksweise für etwas, was man an sich und vielleicht sogar einfacher auch direkt hätte sagen können und was nur dazu dienen soll, die Ausdrucksweise farbiger zu machen. Sie gehören vielmehr zum innersten Wesen der Sprache. »Die Metapher ist eine Urerscheinung alles Sprachlebens, die ihre Wirksamkeit entfaltet, lange bevor an künstlerische Verwertung gedacht werden kann. Fast unser gesamter Sprachbesitz ruht auf metaphorischer Grundlage« (Kainz 1941 ff, Bd. 1, S. 239). Vor allem im geistigen Bereich – ob wir etwas begreifen, erfassen, ob wir etwas einsehen und so fort – sind es immer wieder sinnlich wahrnehmbare Vorgänge, die auf Geistiges übertragen werden. Durch die Metaphern wird so ein Gefüge von Sinnbeziehungen in unsre Welt hineingetragen, durch die das Einzelne eingegliedert und in einer bestimmten Weise gedeutet wird.

Manche Metaphern sind dabei so weit in den gedankenlos hingenommenen Sprachgebrauch eingegangen, daß sie nicht mehr als solche empfunden werden und als selbständige Wörter gelten können. Jean Paul hat unsre Sprache daher als ein Wörterbuch »erblasseter Metaphern« bezeichnet (Werke, Bd. 11, S. 170). Johann Gottlieb Fichte (1762-1814) sah umgekehrt die Leistung des Dichters darin, die erstarrte Sprache zu erneuern, indem er den verloren gegangenen ursprünglichen sinnlichen Hintergrund wieder ins Bewußtsein hebt (Werke, Bd. 5, S.428, 444).

Sprachliche Konzeptionen

Aber nicht alle Fälle, in denen ein Wort in verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird, lassen sich auf Metaphern zurückführen, so daß man klar zwischen einer wörtlichen und einer übertragenen Bedeutung unterscheiden könnte. Nehmen wir etwa das Wort »spielen«. Es gibt Kinderspiele und Kartenspiele, aber auch Lust- und Trauerspiele, man spielt auf einem Musikinstrument, es gibt ein Spiel der Wellen, ein freies Spiel der Kräfte wie auch einen Spielraum der Möglichkeiten. Was in allen diesen Fällen das Gemeinsame ist, die Grundbedeutung, die den übertragenen Bedeutungen zugrunde liegt, läßt sich nicht in der Form einer klaren Defini-[27/28] tion angeben. Man kann nicht allgemein sagen, »was« spielen ist. Das berührt sich mit Ludwig Wittgensteins Satz: »Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache« (1969, S. 311). Aber damit ist im Grunde nur ein falscher Weg, nämlich die Suche nach einer definierbaren Bedeutung, zurückgewiesen. Das Problem selbst ist damit noch keineswegs gelöst. Es genügt nicht, die eine feste Bedeutung durch die Aufzählung der verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten zu ersetzen und »Familienähnlichkeiten« zu konstatieren (Wittgenstein 1969, S.324). Es gilt vielmehr, die begrifflich nicht angebbare Mitte, die die verschiedenen Verwendungen ermöglicht, zu erfassen. Und das ist dann eine hermeneutische Aufgabe.

An dieser Stelle hat Hans Lipps (1889-1941) mit seinem Begriff der sprachlichen »Konzept-

tionen« angesetzt. Wenn ich diesen überaus fruchtbaren Gedanken an einem Beispiel zu verdeutlichen versuche, so fährt Lipps nach der Aufzählung der verschiedenen Möglichkeiten fort: »Keines von all den Beispielen ist bloß spielen und keines ist das auch ganz. Was eigentlich spielen >ist<, ist nur im Durchlaufen seiner konkreten Abwandlungen zu erfühlen. In der verbalen Wurzel ist hier eine sprachliche Möglichkeit beigestellt worden, um Verschiedenstes fassen zu können. Es zeigt sich im Lichte der Sprache. Es wird hier etwas eingedeutet« (Lipps 1938, S.92).

Die Sprache hat also die Möglichkeit, mit Hilfe eines solchen Worts Verschiedenstes unter einem bestimmten Aspekt, eben einer bestimmten Konzeption, zusammenzunehmen und von ihm her »einzudeuten«, wie Lipps sagt. Hierin zeigt sich wieder besonders deutlich die Macht der Sprache über unsre Auffassung der Wirklichkeit. »Die Sprache stiftet Bezüge, sofern sie in Verschiedenstem so etwas entdeckt wie Spiel, Ecken, Kanten, Winkel usw. ... Das Wort dirigiert hier die Auffassung« (Lipps 1938, S.93). Mit dem Wort wird also nicht etwas schon Bestehendes bezeichnet, sondern das Wort geht voran, und erst unter seiner Anleitung erfassen wir die Wirklichkeit in einer vom Wort vorgezeichneten Weise. Besonders an den verbalen Grundbedeutungen – wie etwa gehen, stehen, liegen, sitzen – lässt sich das Wesen dieser sprachlichen Konzeptionen erfassen. Ich lasse am besten noch einmal Lipps selber sprechen. »Etwas >kann< anders stehen als es liegen >kann<. Irgendwo liegen >können< bedeutet nur, daß Platz dafür da ist. Stehen >können< bezieht sich aber auf ein darin-nicht-Behindertsein« (1938, S.94). Und das ließe sich noch sehr viel weiter verfolgen.

Das wirft zugleich ein Licht auf einen weiteren Zusammenhang. Man hat oft die Ungenauigkeit der Sprache bedauert und ihr vorgeworfen, daß ihre Wörter keine scharf definierbaren Begriffe bezeichnen. In Wirklichkeit ist dieser scheinbare Mangel der Sprache aber der Ausdruck ihrer besonderen Vollkommenheit und durch ihre Funktionsweise notwendig bedingt. Scharf definierte Begriffe sind dort möglich und auch notwendig, wo sie im Aufbau der Wissenschaften konstruktiv gewonnen werden können. Sie sind dort die Voraussetzung für einen strengen systematischen Aufbau. Die Wörter der natürlichen Sprache brauchen dagegen eine gewisse Unbestimmtheit, damit sie je nach den Erfordernissen sinnvoll in einen konkreten Satz eingefügt werden können. Sie gewinnen ihre Bestimmtheit erst im Zu- [28/29] sammenhang des Satzes, und die Schöpferkraft der Sprache zeigt sich darin, wie das Wort in immer neuen Verbindungen immer neue Bedeutungsaspekte gewinnen kann.

Die Syntax

Die die Auffassung leitende Kraft der Sprache zeigt sich nicht nur in ihrem Wortschatz, sondern auch in ihrer Syntax, und hier vielleicht noch stärker; denn die Art, wie die Sprache die Wörter zu Sätzen zusammenfügt, bestimmt zugleich die Art, wie sie ihr Bild der Wirklichkeit aufbaut. Benjamin L. Whorf (1897-1941), der diesen Zusammenhängen nachgegangen ist, bemerkt: »Jede Sprache ist ein eigenes riesiges Struktursystem, in dem die Formen und Kategorien kulturell vorbestimmt sind, aufgrund derer die einzelne sich nicht nur mitteilt, sondern auch die Natur aufgliedert, Phänomene und Zusammenhänge bemerkt oder übersieht, sein Nachdenken kanalisiert und das Gehäuse seines Bewußtseins aufbaut« (1963, S. 52 f).

Dahin gehört vor allem die wichtige Frage, wieweit schon durch die Gliederung des indogermanischen Satzes nach Subjekt und Prädikat eine bestimmte Struktur in die Wirklichkeit hineinprojiziert wird, die als solche nicht notwendig ist, nämlich daß alles Geschehen einen bestimmten Träger hat, der etwas tut oder etwas erleidet und der in den Veränderungen als derselbe bestehen bleibt. Das bedingt notwendig einen Vorrang des festen Seins vor dem fließenden Werden, der der Erfassung des Lebens in seiner Lebendigkeit, der alten lebensphilosophischen Frage, so große Schwierigkeiten entgegenstellt (Bollnow 1958, S. 12 ff). Whorf

stellt darüber hinaus in allem Ernst die Frage, ob die begrifflichen Schwierigkeiten der modernen theoretischen Physik nicht darauf beruhen, daß unsre am indogermanischen Satzbau entwickelte Logik den behandelten Erscheinungen gegenüber unzulänglich ist und daß diese mit andern sprachlichen Mitteln vielleicht angemessener behandelt werden könnten. Er fordert darum ausdrücklich die »Mitarbeit der Linguistik an der allgemeinen Philosophie der Naturwissenschaft« (1963, S. 22).

DIE BINDUNG AN DIE SPRACHE

Das Wohnen in der Sprache

Diese in aller Kürze skizzierten Zusammenhänge sollten nur dazu dienen, die Beziehungen stiftende und die Erkenntnis leitende Leistung der Sprache deutlich zu machen und damit an die allgemeinere Frage nach der anthropologischen Funktion der Sprache hinzuführen. Man hat in der neueren Biologie, insbesondere in der Umweltlehre Jakob Johann von Uexkülls (1864-1944) herausgearbeitet, wie das Tier in einer geschlossenen artspezifischen Umwelt lebt. Für das Tier existiert nicht in einem neutralen objektiven Sinn die ganze Welt der uns bekannten Dinge, sondern nur ein ganz bestimmter Ausschnitt der für das Tier allein bedeutsamen Dinge, [29/30] der durch die jeweils besondere Sinnesorganisation und Instinktverfassung gegeben ist und der sich für das Tier zu einem geschlossenen Ganzen, der seiner biologischen Organisation entsprechenden Umwelt, zusammenschließt. Beide entsprechen einander wie innen und außen in einem geschlossenen Funktionskreis.

Eine entsprechende Funktion hat für den Menschen die Sprache. Sie bestimmt, was der Mensch in der Welt wahrnehmen kann. Sie leitet das Verständnis dessen, was ihm begegnet. Sie macht es verständlich und verfügbar. Durch die Sprache wird die Wirklichkeit zu einer vertrauten Welt, in der wir uns sicher bewegen können. Der Unterschied zur tierischen Umwelt besteht aber darin, daß diese durch die biologische Organisation des Tieres ein für allemal gegeben ist, die menschliche Sprache aber erst vom Menschen geschaffen wird und darum auch in der Entwicklung begriffen ist, einem ständigen Wechsel unterliegt und durch immer neue sprachschöpferische Leistungen vermehrt werden kann. So ist auch die durch die Sprache vermittelte Umwelt in einem ständigen Wandel begriffen. Sie ist nicht von Natur gegeben, sondern kulturell bedingt. So ist die Sprache wesentlich an der Struktur der menschlichen Geschichtlichkeit beteiligt.

In diesem Zusammenhang gewinnt der Satz Martin Heideggers seinen tiefen Sinn: »Die Sprache ist das Haus des Seins. In ihrer Behausung wohnt der Mensch« (1947, S. 59; vgl. 1959, S.33, 38). Wie der Mensch sich ein Haus baut, um sich darin wohnlich einzurichten, und wie er nur durch die Bindung an einen bestimmten Ort Halt und Festigkeit in seiner Welt gewinnt (Bollnow³ 1976, S. 125 ff, 276 ff), so wohnt der Mensch auch in seiner Sprache und durch seine Sprache in seiner Welt, was beides letztlich auf dasselbe hinausläuft, weil die Sprache ja nach dem angeführten Satz Heideggers das »Haus des Seins« ist.

Das drückt Ernst Cassirer sehr vereinfachend so aus, daß sich in der Sprache eine Symbolwelt zwischen den Menschen und die Dinge schiebt. Er spricht von einer »Zwischenschaltung« der Symbole. Ähnlich spricht auch Leo Weisgerber (geb. 1899) von einer »Zwischenwelt« der Sprache. Sehr klar ist es auch schon bei Wilhelm von Humboldt ausgesprochen: daß »die ganze Sprache zwischen ihn [den Menschen] und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur« tritt. »Durch denselben Akt, vermöge dessen er die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer

andren hinübertritt« (1963, S.434).

In allen diesen Formulierungen zeigt sich zugleich auch die Unzulänglichkeit, die allen diesen Bildern innewohnt und die sich doch nicht vermeiden läßt. Die Sprache erschließt uns die Welt, aber indem sie diese immer in einer bestimmten, nicht von der Sache her eindeutig vorgegebenen Weise erschließt, bindet sie uns zugleich an diese bestimmte Deutung und verschließt damit andre, ebenfalls vorhandene Möglichkeiten. Die Sprache wird damit zugleich zum Gehäuse, um nicht zu sagen zum Käfig, in dem wir gefangen sind. Sie eröffnet also und verschließt in einem und demselben Akt. In diesem schwer zu fassenden Verhältnis liegen zum großen Teil die Schwierigkeiten unseres tief ambivalenten Verhältnisses zur Sprache begründet. [30/31]

Die Weltansicht der Sprache

Weil aber jede Sprache eine bestimmte Sprache unter der Vielzahl der auf der Erde vorhandenen Sprachen ist, mit ihrem eigentümlichen Wortschatz und ihren verschiedenen Aufbaugesetzen, spiegelt sich die Welt in jeder Sprache in einer besonderen Weise. Die Welt erscheint in jeder in einem bestimmten, ihr eigentümlichen Horizont. Wilhelm von Humboldt hat das so ausgedrückt, daß jede Sprache eine bestimmte »Weltansicht« oder auch »Weltanschauung« enthält. »Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten« (1963, S. 20). In diesem Sinn hat man in der Vergleichenden Sprachwissenschaft die Weltansichten der verschiedenen Sprachen herauszuarbeiten versucht, die sich allen einprägen, die diese Sprachen als Muttersprachen gebrauchen, und hat darin den Ausdruck von unterschiedlichen Volkscharakteren gesehen. Dieser an sich durchaus fruchtbare Ansatz ist indessen nur mit Vorsicht zu behandeln, weil er zu leicht zu falschen Verallgemeinerungen führt, und der Mißbrauch, der im Nationalsozialismus mit dem Begriff der Weltanschauung getrieben wurde, sollte hier nachdenklich stimmen.

Diesem Gedanken liegt nämlich die Voraussetzung zugrunde, daß jede bestimmte Sprache ein einheitlich durchgeformter Organismus ist, in dem alle Glieder sich zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfügen und dem man darum auch eine einheitliche Weltanschauung zuschreiben kann. In Wirklichkeit haben wir es aber zunächst mit einzelnen sprachlichen Gebilden zu tun, mit einzelnen Wörtern und syntaktischen Eigenheiten, mit denen jeweils eine bestimmte Auffassungsweise gegeben ist. Wenn auch diese in der Sprache durch vielfache Beziehungen miteinander verbunden sind, so bleibt doch die Frage, wieweit diese einzelnen Auslegungen sich zu einem einheitlichen und in sich konsequenten Ganzen zusammenfügen, so daß man über dieses Ganze bestimmte Aussagen machen kann. Das ist gewiß weitgehend der Fall, und insofern ist die Frage nach der Weltanschauung einer Sprache durchaus berechtigt. Aber ebenso sicher ist auch, worauf Mario Wandruszka immer wieder hingewiesen hat, daß die Sprache voller Zufälligkeiten und Widersprüchlichkeiten ist, über die man nicht hinweggehen darf (s. auch seinen Beitrag in diesem Band). Auch überlagern sich in jeder Sprache Wörter von ganz verschiedener geschichtlicher Herkunft, die nebeneinander gebraucht werden, auch wenn sie sehr verschiedene Auslegungshorizonte mit sich führen. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, das Wort »Sünde« in ein christliches Menschenverständnis eingebettet und nur aus ihm verständlich, während das Wort »Frevel« ganz andere, »heidnische« Vorstellungen der Verletzung von etwas Heiligem voraussetzt. Trotzdem werden beide Wörter nebeneinander gebraucht, um in ihnen spezifisch erfaßte Tatbestände zu bezeichnen.

Aber ob nun die Sprache als ein einheitlicher Organismus betrachtet werden kann oder ob man stärker die unerklärbaren Zufälligkeiten und Widersprüche im Auge hat, die jede Sprache durchziehen, in jedem Fall ist der Mensch in seiner [31/32] Sprache befangen. Sie ist wie ein

Gehäuse, ein Käfig, in dem er eingeschlossen ist, und es ergibt sich die Frage, wieweit damit ein endgültiger Zustand bezeichnet ist oder wieweit es dem Menschen möglich ist, sich von der Gebundenheit an die Sprache zu befreien. Wenn sich hier Begriffe wie »Zwischenwelt«, Gehäuse und Käfig aufdrängen und auch wohl unvermeidlich sind, so bleiben sie doch unzureichend und verführen leicht zu einer falschen Vereinfachung. Daraus ergibt sich die Frage, ob sich dies tief ambivalente Verhältnis in der Sprache nicht noch genauer bestimmen lässt.

Der Wandel im Sprachgebrauch

Dabei ist zunächst noch ein Gedanke nachzuholen: Wir hatten bisher die gegenwärtig vorhandene Sprache, gewissermaßen in einer Momentaufnahme, als eine feste, unveränderliche Größe betrachtet. Das entspräche einem ungeschichtlichen Weltbild, in dem die Sprache als zeitloses Apriori der menschlichen Erkenntnis fungieren würde. Das aber ist glücklicherweise nicht der Fall; denn in Wirklichkeit ist die Sprache keine solche feste Gegebenheit, sondern in einer ständigen Entwicklung begriffen. Wir denken an dieser Stelle aber nicht an den fast unmerklichen Wandel, den die geschichtliche Betrachtung nur über größere Zeiträume hinweg feststellen kann; denn der Einzelne wäre ihm ebenso ausgeliefert wie der als zeitlos betrachteten Sprache. Wir fassen hier vielmehr die Wandlungen ins Auge, die sich, für ihn erkennbar, in unserer Gegenwart abspielen, weil wir in ihnen die Auseinandersetzung des Menschen mit der Bindung an die ihm vorgegebene Sprache, gewissermaßen das Rütteln an den Gitterstangen seines Gefängnisses, zu spüren glauben. Am deutlichsten wird das am plötzlichen Auftreten neuer Wörter oder an Bedeutungsverschiebungen schon bekannter alter Wörter. Es ist natürlich, daß sich dieser Wandel grade an den gewichtigen, bedeutungsgeladenen Wörtern abspielt, in denen sich der Mensch um die Sinngebung seines Daseins bemüht.

Auf der einen Seite läßt sich der Vorgang verfolgen, daß die Wörter, in denen eine Generation ihr eigenes, mit Nachdruck vertretenes Lebensgefühl auszusprechen versucht hat, schon bei der nächsten Generation ihre Kraft verlieren, daß sie abgenutzt werden und nur noch als leere Phrase erscheinen. So wurde der Begriff der »Bildung«, in dem die Generation von Herder und Goethe ihr hohes Menschenideal als die sich nach innerem Gesetz harmonisch entfaltende Persönlichkeit auszusprechen versucht hatte, bald zur Bezeichnung für ein äußerlich angeeignetes Schulwissen verflacht, so daß eine neue kulturkritische Bewegung sich leidenschaftlich gegen den »Bildungsphilister« (Nietzsche) auflehnen konnte. Auch das »Erlebnis«, in dem die Jugendbewegung des Jahrhundertanfangs ihr inneres, alle Verkrustungen durchbrechendes Leben gewaltig strömen fühlte, wurde bald nur noch als leerer, sich der öffentlichen Verantwortung entziehender Selbstgenuss empfunden, so daß schon Christian Morgenstern (1871-1914) über das »Erlebnis, voll von Honig« spotten konnte (1965, S. 241).

Wir erkennen schon an diesen wenigen, beliebig herausgegriffenen Beispielen, [32/33] daß die Sprache in dem Maße, wie sie Wesentliches, den Menschen im Innern Berührendes auszusprechen versucht, einem beständigen Abnutzungsvorgang ausgesetzt ist. Sie kann das, was zu einem Zeitpunkt echter, mit Mühe formulierter Ausdruck des Lebens ist, nicht festhalten, sie verliert ihre Kraft mit jeder Wiederholung, und sie kann echte, angemessene Sprache nur bleiben, wenn sie sich immer wieder in immer neu dem dunklen Lebensuntergrund abgewonnenen Neuprägungen verjüngt. Darum ist der Sprachwandel, zum mindesten in den zentral betreffenden Bereichen, nicht ein stetig verlaufender, gleichsam organisch sich entfaltender Prozeß, sondern der immer erneuerte Kampf einer immer neu durchbrechenden Unmittelbarkeit des Lebens gegen die verflachende und beengende Tradition, und es gibt, wie in jedem Kampf, Siege und Niederlagen, also Durchbruch zu neuen, Leben und Welt in neuer Kraft erschließenden Prägungen oder Absinken in die alles einebnende Gewohnheit.

Neue Wortprägungen

Wichtiger als in geschichtlicher Betrachtung den vergangenen Prozessen nachzugehen, ist es, auf den heute sich vollziehenden Wandel hinzusehen, auf den Vorgang, in dem sich in neu sich ausbreitenden Wörtern die mit den Mitteln der Sprache geführte Auseinandersetzung mit einer sich wandelnden Wirklichkeit abzeichnet. Ich sehe dabei ab von den reinen Modewörtern wie etwa »prima«, »knorke«, »klasse«, die kommen und bald wieder verschwinden, obgleich auch hier schon das sich darin aussprechende Bemühen, sich auf der Höhe der Modernität zu halten, ein Nachdenken verdiente. Auch schon daß viele heute »genau« sagen, wo ein einfaches »ja« genügen würde, ist vielleicht nicht ganz zufällig. Aber wir orientieren uns zunächst besser an auffallenderen und tiefergreifenden Beispielen.

Wir nehmen etwa das sich heute stark ausbreitende Wort »frustrieren«, das sich vor allem bei der jüngeren Generation einer großen Beliebtheit erfreut. Sie fühlt sich in ihrem Lebensanspruch durch die ältere Generation oder durch die gesellschaftlichen Verhältnisse »frustriert«. Nun hat es gewiß schon zu allen Zeiten eine Spannung zwischen der jüngeren und der älteren Generation und zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft gegeben. Der Vater-Sohn-Konflikt hat eine lange und oft dramatische Geschichte. Aber niemand hat damals von Frustration gesprochen. Heute aber sind durch das neue Wort die Verhältnisse in einer ganz neuen Weise gedeutet worden.

Wir sind in diesem Fall in der Lage, den Ursprung dieses neuen Worts verfolgen zu können. Es ist als wissenschaftlicher Begriff im Rahmen der Psychoanalyse geprägt worden und hat hier eine ganz bestimmte Funktion. Aber hier interessiert nicht der wissenschaftliche Gebrauch und auch nicht der Weg, den dieses Wort in seiner weiteren Verbreitung genommen hat, uns interessiert nur das Ergebnis, nämlich die Bedeutung, die das Wort heute im umgangssprachlichen Gebrauch gewonnen hat. »Frustriert« ist fast gleichbedeutend mit »behindert« geworden, aber bei aller Nachlässigkeit im Gebrauch schwingt unverkennbar doch die Her-[33/34] kunft vom lateinischen Wort »frustra«, vergebens, mit. Damit ist die Behinderung aber von vornherein in einer ganz bestimmten Weise interpretiert. Während sich der Mensch früher mit seinen Widerständen auseinandersetzen konnte, während er am Widerstand wuchs und es schließlich mit zunehmender Reife zu einem Ausgleich zwischen dem eignen Wollen und der widerstrebenden Kraft kommen konnte, ist die Frustration endgültig und total. Hier gibt es nur noch die Alternative des Alles oder Nichts, entweder – frustriert – am Widerstand zu scheitern oder sich gegen ihn aufzulehnen, zu kapitulieren oder zu revoltieren. Und wer das Wort »frustrieren« gebraucht, übernimmt damit, ob bewußt oder unbewußt, diese Alternative: Wer nicht bereit ist, die Kapitulation hinzunehmen, dem bleibt nur die Revolte.

So zeigt sich an diesem Beispiel, wie aus der Not der Zeit ein neues Wort hervorbricht und sich mit einer eignen Gewalt durchsetzt. Das Wort gewinnt hier eine eigne, gradezu unheimliche Macht. Es schafft in seiner neuen Interpretation ein neues Verhältnis zur Wirklichkeit. Es verändert die Wirklichkeit, indem es durch das neue Verständnis auch ein neues Verhalten hervorruft. Das Unheimliche dieses Vorgangs aber zeigt sich darin, daß sich diese Macht des Worts auch da auswirkt, wo das damit implizierte Verständnis vom Einzelnen gar nicht gewußt und oft auch gar nicht gewollt ist.

In diesem Zusammenhang begreifen wir Friedrich Nietzsches (1844-1900) Wort: »Was ist Originalität? Etwas sehen, das noch keinen Namen trägt, noch nicht genannt werden kann, ob es gleich vor Aller Augen liegt« (Werke, Bd. 5, S. 203). Indem man dies mit einem neu geprägten Wort bezeichnet, wird etwas sichtbar gemacht, was zwar irgendwie vorhanden war, »vor Aller Augen« lag, aber noch nicht in seiner Bedeutung erkannt war.

Um an einem Beispiel Nietzsches noch einmal anzuknüpfen, so kann man an das Wort »Res-

sentiment« denken, das Ludwig Klages (1872-1956) dann später als »Lebensneid« übersetzt hat: die Umfälschung der Werte, die aus der Perspektive der Schwachen, zu schlecht Weggekommenen entspringt und die darin besteht, Werte, die ihnen unerreichbar sind, als Unwerte auszugeben, oder die allgemein im Bedürfnis liegt, das Erhabene als falschen Schein zu entlarven. Nietzsche hat damit nicht nur ein neues Wort als psychologischen Terminus eingeführt, sondern er hat durch das neue Wort das Ressentiment erst eigentlich geschaffen und damit die Welt unsrer Gefühle wesentlich verändert. So ein Wort deckt blitzartig ein Phänomen auf, das zwar immer schon irgendwie bestanden hat, aber erst durch das scharf heraushebende Wort faßbar wird. Von so einem Wort geht eine eigentümlich zwingende Kraft aus, es fällt einem »wie Schuppen von den Augen«, und man fühlt: ja, so ist es. Das Wort ist entdeckend, in diesem Fall desillusionierend. Es schärft den Blick. Aber zugleich ist damit auch eine Gefahr gegeben, nämlich auch dort, wo echte und tiefe Gefühle vorhanden sind, bloßen trügerischen Schein zu vermuten. So kann durch die Suggestion, die vom Wort ausgeht, die Wirklichkeit nicht nur tiefer erkannt, sondern oft auch in verhängnisvoller Weise verzerrt werden. [34/35]

Wir erkennen an diesem Beispiel mit besonderer Deutlichkeit die Ambivalenz in der zugleich eröffnenden und verschließenden Wirkung der Sprache. Zwischen aufdeckender, sehnlassender Kraft und verzerrender Wirkung bewegt sich die Sprache auf einem schmalen Grat. Und diese Gefahr wird gesteigert, wo diese Wirkung gewollt und das verführerische Wort bewußt als Mittel des Kampfes eingesetzt wird.

WORTE IM WEITEREN SINN

Die Erweiterung der Fragestellung

Der Umkreis unsrer Überlegungen soll nun in einer wichtigen Hinsicht erweitert werden. Die Leistung der Sprache als einer die Auffassung der Wirklichkeit leitenden symbolischen Form im Sinne Ernst Cassirers gilt nämlich nicht nur von der Sprache, wie sie als die Gesamtheit der Wörter und der Formen des Satzbaus für die gesprochene Rede bereit steht und wie sie dann in den Sprachwissenschaften behandelt wird, sondern auch von den »höheren« Gebilden sprachlicher Prägung, von den »Aussprüchen«, die als prägnant ausgebildete Formen ihrerseits eine die Wirklichkeit aufschließende Funktion gewinnen. Es ist ja für die deutsche Sprache bezeichnend, daß das Wort »Wort« nicht nur die einzelne Vokabel bezeichnet, wie sie in den Wörterbüchern aufgeführt wird, sondern auch den zur festen Form geprägten Ausspruch. So spricht man vom Sprichwort, vom Schlagwort, vom Dichterwort und so fort. Man kann jemandem sein Wort geben und es gegebenenfalls auch brechen. Man spricht im selben Sinn auch von einem Spruch, einem Bibelspruch, der einem jungen Menschen als Konfirmationsspruch mitgegeben werden kann, von einem Werbespruch, von einem Wappenspruch oder einer Devise. Es ist das Verdienst von Hans Lipps, diesen weiteren Umkreis sprachlicher Phänomene mit in die Frage nach der anthropologischen Funktion der Sprache hineingenommen zu haben.

Dabei ergeben sich wiederum sehr verschiedenartige Möglichkeiten, die sich nicht in einem einheitlichen Schema fassen lassen. Es ist darum notwendig, diese verschiedenen Möglichkeiten zunächst einmal in lockerer Folge durchzugehen, um durch den Vergleich dann tiefer in das Verständnis ihrer nicht nur die Erkenntnis, sondern darüber hinaus allgemein das menschliche Verhalten leitenden Funktion einzudringen.

Das Sprichwort

Eine Möglichkeit solcher formelmäßig verfügbarer sprachlicher Prägungen ist das Sprichwort, zum Beispiel »Morgenstund' hat Gold im Mund«. »Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten.« »Es ist nicht alles Gold, was glänzt.« »Durch Schaden wird man klug.« Solche Sprichwörter gelten in der Literatur viel- [35/36] fach als Ausdruck einer darin gesammelten tiefen Volksweisheit. Demgegenüber hat Lipps auf einen Aspekt aufmerksam gemacht, der ihre gepriesene Weisheit in einem sehr bedenklichen Licht erscheinen lässt. Sie dienen vielfach nur dazu, das schmerzlich Beunruhigende einer neuen Erfahrung niederzuhalten, indem man sie als Fall einer altbekannten Regel begreift. Wenn der Schaden geschehen ist, dann sagt man: »Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht«; das ist halt so, da kann man nichts machen. In diesem Sinn heißt es bei Hans Lipps: »Durch das Dazwischen-schieben einer solchen Bemerkung wird das Eingehen darauf niedergehalten« (1938, S. 138). Das kennzeichnet allgemein ihre Funktion in der Sprache: »Sprichwörter decken wie Schablonen, die man bereithält ... Sprichwörter lassen etwas leicht nehmen. Sie bedeuten eineb-nende Banalisierung« (S. 141). Im ganzen ist es ein pessimistisch-resignierender Grundton, der sich in ihnen ausspricht. Die viel gepriesene Klugheit der Sprichwörter lehrt ein Sichabfinden mit den Verhältnissen, wie sie nun – leider – einmal sind. Dabei mischt sich auch, wenn der Schaden einen andern betrifft, oft ein Zug hämischer Schadenfreude darunter.

Daneben gibt es gewiß auch andre, positiver zu wertende Sprichwörter. Der Satz »Aller Anfang ist schwer« beispielsweise will dem Menschen Mut machen bei den Schwierigkeiten einer neuen Arbeit. »Morgenstund' hat Gold im Mund« dient zur Bekräftigung guter Arbeitsvorsätze. Auf der andern Seite will »Müßiggang ist aller Laster Anfang« vor den Folgen eines falschen Verhaltens warnen. Allgemein zielen die Sprichwörter auf die Bewahrung einer anerkannten Durchschnittsmoral und haben insofern eine die bestehenden Verhältnisse stabilisierende Wirkung. In ihrem richtungweisenden Anspruch berührt sich diese zweite Gruppe der Sprichwörter mit dem Leitspruch, unter den der Mensch sein Leben stellt, und beweist hier eine das ganze Leben in bestimmter Weise regelnde Kraft.

Das Dichterwort

Eine andre Möglichkeit des Worts im weiteren Sinn ist das Dichterwort, das, meist aus dem größeren Zusammenhang einer Dichtung herausgerissen, als Zitat in die Rede eingefügt wird und besonders in gehobener Sprache gern als Abschluß gewählt wird, um einem Gedanken besonderen Nachdruck zu verleihen. Im Unterschied zur nivellierenden Wirkung des Sprichworts soll das Dichterwort einen in der übrigen Rede ausgeführten Gedanken zur Endgültigkeit erheben und gewinnt oft einen beschwörenden oder ermahnenden Charakter. So in der viel zitierten »Persönlichkeit«, in der »höchstes Glück der Erdenkinder« zu finden sei, oder in der »geprägten Form, die lebend sich entwickelt«. Der Sinn ihrer Anführung ist weniger die Berufung auf die anerkannte Autorität des Dichters als vielmehr die prägnante Form, die dieser bis in den sprachlichen Rhythmus hinein dem Gedanken gegeben hat. Dadurch gewinnt der Gedanke Endgültigkeit. Er hämmert sich ein, so daß man später darauf zurückkommen kann. So ein Dichterwort gewinnt seine Wirkung, insofern in ihm auf etwas Bekanntes und als bedeutsam Anerkanntes zurückverwiesen wird und indem es zugleich aus dem Alltagsbe-reich in eine »höhere [36/37] Sphäre« erhoben wird. Aber eben durch seine Wiederholbarkeit und leichte Verfügbarkeit kann das Dichterwort im häufigen Gebrauch auch leicht abgenutzt und zur leeren Phrase werden.

Das Schlagwort

Eine besonders auffallende Möglichkeit für die Wirkung des geprägten Worts ist das Schlagwort, wie es besonders im politischen Kampf benutzt wird. Das Schlagwort soll die Menschen in seinen Bann ziehen, sie begeistern und mit sich fortreißen, zugleich aber auch durch seine beschwörende Kraft das kritische Bewußtsein in ihnen niederhalten. Dazu dient vor allem die kurze und einprägsame sprachliche Form, die sich durch ihren scharfen Rhythmus zur Wiederholung in den Massen eignet. So ein Schlagwort kann zunächst einen durchaus positiv zu nehmenden Sinn haben. In ihm kann sich wie in einem Symbol die ideale Zielsetzung einer Bewegung verkörpern. Es hat eine berauschende Kraft. Aber darin zeigt sich auch seine ganze Gefährlichkeit. Es setzt sich durch seine einprägsame Form im Menschen fest. Es ist schwer, sich dagegen zu wehren. Es behindert so das klare Urteil (Bollnow³ 1979, S. 44 ff).

Wenn etwa heute von der einen Seite formuliert wird: »Freiheit statt Sozialismus!«, und wenn auf der andern Seite, schon weniger einprägsam, dem entgegengestellt wird: »Freiheit und Sozialismus!«, so wird in beiden Fällen ein komplizierter Zusammenhang dargestellt auf eine einfache Formel gebracht, daß das weitere Nachdenken niedergehalten und eine einseitige Entscheidung nahegelegt wird. Oder wenn heute in Deutschland der »Mut zur Erziehung« gefordert wird, so macht man damit ein seit langem dunkel gefühltes Unbehagen bewußt und aktiviert die daraus entspringenden Kräfte. Aber mit der überzeugend wirkenden Formulierung eines an sich durchaus berechtigten Anliegens mobilisiert man zugleich auch andre Kräfte, die aus wie immer gearteten Motiven auch die berechtigten und notwendigen Reformen zu verhindern suchen. Wohl in keinem anderen Fall macht sich die Macht der Sprache in einer so elementar gewaltsamen, um nicht zu sagen rohen Weise bemerkbar wie im Schlagwort, und es kann darum leicht von bedenkenlosen Kräften zur Verführung der Massen mißbraucht werden.

Diese Reihe ließe sich fortsetzen und würde noch weitere interessante Einblicke in die anthropologische Funktion der Sprache ermöglichen. Insbesondere die lebensgestaltende Kraft der großen Dichtung wäre hier einzubeziehen (s. unten). Aber das würde an dieser Stelle zu weit führen. Wenn wir auf die bisher behandelten Formen der als Worte im weiteren Sinn bezeichneten sprachlichen Prägungen zurückblicken, so wiederholen sich hier die schon an den einfachen Wörtern hervorgehobenen Leistungen der Sprache, doch treten dabei manche Züge, vor allem die damit verbundenen Gefahren, schärfer hervor.

Bei den Sprichwörtern war es die die Beunruhigung durch eindringende neue schmerzliche Erfahrungen abwehrende Funktion. Darin wiederholt sich in gewisser Weise die Beruhigung, die schon vom Wissen des richtigen Namens ausgeht. Diese [37/38] abwehrende Funktion hat auf der einen Seite den guten Sinn, das Leben zu stabilisieren und einen ruhigen Fortgang zu ermöglichen. Damit ist aber zugleich die Gefahr gegeben, den Menschen im Kreis des Altbekannten einzuschließen und ihn dadurch gegen die Bereicherung des Lebens durch neue Erfahrungen abzuschließen, so daß das Leben darüber abstumpft und verkümmert.

Beim Dichterwort ist es vor allem die fixierende Kraft, die ein Endgültiges aus dem Fluß des Lebens heraushebt und damit dem Menschen einen festen Halt gibt, an dem er sich orientieren kann. Aber in einer solchen abschließenden festen Form ist zugleich eine Bewegung zum Stillstand gekommen. Es führt nichts darüber hinaus. Daß diese Festigkeit zur Starrheit entarten und sich schuldhaft gegen das Leben auswirken kann, zeigt in erschreckender Deutlichkeit Stifters Novelle »Das alte Siegel« am Wappenspruch »Servandus tantummodo honos« (Die Ehre ist allein zu bewahren).

Im Schlagwort endlich zeigt sich die vereinfachende Wirkung der Sprache in einer letzten Steigerung. Auch diese Vereinfachung ist notwendig. Wir begegnen ihr in anderer Weise schon in der Leistung des einzelnen Worts, in einer stetig fließenden Wirklichkeit, bei der ei-

nes kontinuierlich ins andre übergeht, feste Linien zu ziehen. Aber im Schlagwort wird zugleich die Gefahr dieser Vereinfachung sichtbar; denn dadurch wird eine ernsthaftere Auseinandersetzung abgeschnitten, man begnügt sich unter der von der einfachen Formulierung ausgehenden Beeinflussung mit einem vorläufigen und unzureichenden, meist auch verzerrten Ergebnis und wird so zu voreiligen Entscheidungen gedrängt. Hier wird besonders die gefährliche Möglichkeit deutlich, mit Hilfe der Sprache die Menschen zu manipulieren.

Darin zeigt sich allgemein die Macht der geprägten sprachlichen Form über den noch unbestimmten Untergrund des Lebens. Dieser Vorgang ist notwendig; denn in ihm verwirklicht sich allererst das Leben und gewinnt seine bestimmte Gestalt. Aber in ihm verfestigt sich zugleich das Leben und erstickt, wenn es ihm nicht gelingt, über die endgültig gewordenen festen Formen mit ihrer immer nur einseitig und unzulänglich eingefangenen Wirklichkeit hinaus wieder zu einer lebendigen Auseinandersetzung mit der noch unbewältigten Wirklichkeit zu kommen.

Darin wirkt sich zugleich die bisher vernachlässigte soziale Seite der Sprache aus. Wie schon das einzelne Wort das Erleben des Individuums in die kollektive Form preßt, die in der Sprache gegeben ist, so zeigt sich das erneut in diesen größeren sprachlichen Formen. Sie stellen, wie es vielleicht am Sprichwort am deutlichsten wird, gesellschaftlich vorgezeichnete Normen dar, die mit ihrer scheinbaren Selbstverständlichkeit das Verhalten der Menschen regulieren und es so lange in die freie Entfaltung verhindernden Formen pressen, bis sich die dadurch unterdrückten Individuen revoltierend dagegen auflehnen. Doch ehe wir diesen durch das allgemeine Verhältnis von Leben und Form bedingten Fragen weiter nachgehen, müssen wir die Fragestellung noch nach einer andern Richtung erweitern. [38/39]

DAS AUSGESPROCHENE WORT

Das Wort als Entscheidung

Nachdem wir bisher die Sprache als ein beliebig zur Verfügung stehendes Medium betrachtet haben, als ein vielfältig gegliedertes Reich symbolischer Formen, in dem der Mensch die Welt und das Leben erfaßt und das mit dem darin enthaltenen Verständnis sein Verhalten leitet, kommt es jetzt darauf an, den konkreten Akt des Sprechens ins Auge zu fassen, in dem sich der Mensch der Sprache bedient; denn wirklich wird die Sprache erst in der gesprochenen Rede, und auf diese erst sind die bisherigen Überlegungen als Vorbereitung bezogen.

Wir wollen uns dabei nicht bei den verhältnismäßig einfachen Fällen aufhalten, wo sich der Mensch in einer vertrauten und für ihn durchsichtigen Welt bewegt und sich hier auch mit Selbstverständlichkeit seiner Sprache bedient. Wir wollen vielmehr die Fälle näher ins Auge fassen, wo sich in dieser Welt Unklarheiten ergeben, die ihn beunruhigen, und er die Sprache als Mittel gebraucht, um diese Unklarheiten zu beseitigen. Es soll sich also um die besonders herausgehobenen Situationen handeln, wo der Mensch durch die Sprache klarend und verändernd in die Wirklichkeit eingreift, wo also das Sprechen ein Tun ist, durch das der Mensch vorher nicht bestehende oder wenigstens nicht in dieser Weise bestehende Wirklichkeit hervorbringt.

Es soll sich hier, was zur Abgrenzung bemerkt sein muß, noch um etwas anderes handeln als das, was John L. Austin und John Searle unter dem Namen der »performativen Sätze« behandelt haben. Darunter verstehen diese Autoren solche Sprechakte, in denen der Mensch, indem er etwas sagt, zugleich auch etwas tut, so wie beispielsweise die Worte des Geistlichen »ich taufe ...« keine bloße Mitteilung sind, sondern zugleich eine Handlung, nämlich das Vollziehen der Taufe, oder »wenn ich vor dem Standesbeamten oder am Altar sage >Ja<, dann be-

richte ich nicht, daß ich die Ehe schließe; ich schließe sie« (Austin 1972, S.27). Das bewegt sich noch im Rahmen einer bekannten Wirklichkeit mit einer feststehenden Struktur. Hier aber greift das ausgesprochene Wort verändernd in die Wirklichkeit ein.

Wenn, um ein Beispiel zu nehmen, der Arzt am Krankenbett eine Diagnose stellt, so ist das nicht eine einfache Mitteilung eines bestehenden Tatbestands, sondern es verändert den Tatbestand selbst. Dieser gewinnt eine klare Kontur. Wo vorher noch verschiedene Möglichkeiten vorschwebten, ist nun eine bestimmte ergriffen. Das bestimmt jetzt die Situation, und man weiß sich entsprechend zu verhalten. So gibt jedes in einer unklaren Situation ausgesprochene Wort der Wirklichkeit ein neues Gesicht. »Die Dinge zeigen sich«, wie Lipps sagt, »im Licht der im Wort gefallenen Entscheidung« (1944, S. 109), und der Mensch gewinnt dadurch einen neuen Stand in der Wirklichkeit.

Aber dieser Vorgang ist nicht umkehrbar, und darin zeigt sich wieder die Macht der geprägten sprachlichen Form über den ungeformten Grund. Und darin zeigt sich zugleich die ganze Gefahr des ausgesprochenen Worts; denn ist es erst einmal [39/[40/41]/42] »dem Gehege der Zähne entflohen«, so ist es nicht wieder rückgängig zu machen, auch wenn der Sprecher es hinterher noch so sehr bedauert. Man hat nicht umsonst vor dem voreilig ausgesprochenen Wort gewarnt. Wenn beispielsweise in mir der Verdacht aufsteigt, daß jemand irgend etwas Böses getan hat, so kann ein solcher Gedanke auftauchen und wieder verschwinden, ich kann Gründe und Gegengründe gegeneinander abwägen, die ganze Frage als unentscheidbar in der Schwebe lassen, der Verdacht kann sich auch als unbegründet erweisen: Solange er nicht ausgesprochen ist, ist auch nichts geschehen. Wenn er aber einmal ausgesprochen ist, dann übt er seine Wirkung aus, der Verdächtigte erscheint im Lichte dieses Verdachts, und jede seiner Handlungen wird daraufhin mißtrauisch beäugt. Selbst wenn der Verdacht sich als völlig hältlos herausstellt, bleibt doch immer »etwas hängen«. Daher die ungeheure Verantwortung, die der Mensch mit dem Aussprechen eines Worts auf sich nimmt.

Oder ein anderes Beispiel: Wenn ein junger Mann zu einem Mädchen sagt »Ich liebe dich«, so ist damit die Situation in einer entscheidenden Weise verändert. »Das Zuwortkommen eines Gedankens geschieht als Verantwortung« (Lipps 1944, S. 108). Was vorher in ihrem Verhältnis in der Schwebe blieb, wo er sich nähern, aber auch ohne Schwierigkeiten wieder zurückziehen konnte, da ist jetzt eine klare Entscheidung gefallen. Er muß das Wort verantworten, das er ausgesprochen hat, und es führt kein Weg zurück – es sei denn über einen Wortbruch, und das wäre schon ein tiefgreifendes Versagen. Mit dem ausgesprochenen Wort hat sich für die Beteiligten die ganze Welt verändert. Sie liegt in einer neuen Klarheit, wie in einem morgendlichen Glänze, vor ihnen.

An diesen Beispielen ist ein allgemeiner Sachverhalt deutlich geworden: Das ausgesprochene Wort verändert die Wirklichkeit. Es schafft eine neue Wirklichkeit, indem es aus dem Bereich unbestimmt schwankender Möglichkeiten eine bestimmte heraushebt und sie damit zu der das Leben bestimmenden Wirklichkeit macht. Es ist die durch das Wort gewonnene Bestimmtheit, die als feste Wirklichkeit dem Unbestimmten abgewonnen wird. Mit diesem Vorgang ist aber zugleich eine große Gefahr gegeben. Sie ist darin begründet, daß die im Aussprechen des Worts geleistete Gestaltung nicht einfach wieder rückgängig gemacht werden kann. Der Formungsprozeß durch die Sprache ist nicht umkehrbar. Die gewonnene feste Form kann zur Belastung werden, wo die Entwicklung des Lebens – etwa in der Entfremdung zweier Liebender – darüber hinausgeht. Sie kann nicht einfach wieder aufgelöst, sondern höchstens in einer gewaltsamen neuen Entscheidung zerbrochen werden. Dadurch aber ergeben sich notwendig Konflikte.

Die Selbstwerdung im ausgesprochenen Wort

Die verwandelnde Kraft des ausgesprochenen Worts bezieht sich aber nicht nur auf die äußere Wirklichkeit, auf die Situation, in der sich der Mensch befindet, sondern zugleich auch auf den Menschen selbst. In jedem Wort, in dem sich der Mensch klar und entschieden ausspricht, besonders dort, wo es sich um sein eigenes [42/43] Verhalten handelt, gewinnt er selbst an Festigkeit und Substanz, ja wird er erst im eigentlichen Sinn er selbst.

Als einfache Beispiele können das Geständnis und das Bekenntnis dienen, die offenbar eng miteinander zusammenhängen und oft auch ineinander übergehen. Wenn etwa ein Angeklagter vor Gericht oder auch ein Kind seinem Erzieher gegenüber eine ihm vorgeworfene Tat offen eingestehst, so bedeutet das nicht nur, daß er nach außen hin auf Ausreden und Verheimlichung verzichtet, sondern daß er auch vor sich selbst darauf verzichtet, über das, was er getan hat, zu »vernünfteln« (wie Kant sagt), das heißt, das Vergangene hin- und herzuwenden, nach Entlastungen zu suchen und so die ganze Angelegenheit in der Schwebe zu lassen. Im offenen Geständnis übernimmt er die Verantwortung für seine Tat und wird damit selbst erst zu jemandem, der der Verantwortung fähig ist.

Aber nicht nur Böses, sondern auch wertvolles inneres Leben kann man gestehen, wie beim schon genannten Beispiel der heimlichen Liebe, und sich damit öffentlich auf etwas festlegen, was man bisher im Innern des Herzens verborgen gehalten hatte. Jedes Geständnis bedeutet eine Preisgabe, eine Gefährdung, aber erst in der freien Übernahme dieser Gefährdung gewinnt der Mensch seine eigene Festigkeit.

Damit berührt sich das Geständnis eng mit dem freien Bekenntnis, das der Mensch vor der Öffentlichkeit ablegt. Er bekennt sich zu etwas, zu einer Auffassung, zu einer Partei, zu einer Religion und so fort. Das bedeutet: Was sich in seinem Innern bei ihm still entwickelt hat, was lange bedacht, vielfach abgewogen worden ist und wobei er auch wieder gezögert hat, das gewinnt durch den Akt des öffentlichen Bekenntnisses eine Endgültigkeit. Der Mensch hat sich dafür entschieden, steht trotz aller Widerstände und Gefahren auch öffentlich dafür ein und wird von der Öffentlichkeit auch als das genommen, zu dem er sich bekannt hat. Es hilft keine Ausflucht. So konnten, um ein extremes Beispiel zu wählen, die ersten Christen in einer heidnischen Umwelt für ihr Glaubensbekenntnis den Märtyrertod auf sich nehmen. Darin ist zugleich deutlich, daß nicht in allen Lebenslagen das Bekenntnis das angemessene Verhalten ist. Es ist nicht gefordert und nicht einmal angemessen, jederzeit »das Herz auf der Zunge« zu haben. Es müssen schon entscheidende Dinge sein, die den Einsatz des Bekenntnisses mit allen seinen Folgen verlangen.

Als letztes Beispiel sei das Versprechen angeführt, das Wort, das man einem andern Menschen gibt und das man dann zu halten verpflichtet ist. Es ist kein Zufall, daß so verschiedenartige Denker wie Gabriel Marcel (1954, S. 53 ff) und Hans Lipps (1944, S. 97 ff) – ganz abgesehen von dem völlig andersartigen Ansatz der modernen Sprechakt-Theorie, die das Versprechen als »performativen Akt« analysiert (Austin 1972, S. 11,30, 87 f; Searle 1971; Schnelle 1973; Apel 1976b; Wunderlich 1976) – von ganz verschiedenen Ausgangspunkten her dem Versprechen eine besondere Wichtigkeit beimesse; denn das Versprechen führt in der Tat in das Zentrum der menschlichen Existenz. Im Versprechen haben wir einen extremen Fall für die Macht des Worts; denn hier geht das Wort voran und bringt im Erfüllen [43/44] des Versprochenen eine Wirklichkeit erst hervor. So sagt Lipps: »Das Wort ist das Primäre und erfährt schrittweise verwirklichende Auszeichnung« (1944, S. 102). Die eigentümliche Spannung des Versprechens liegt darin, daß der Mensch darin über seine Zukunft verfügt, also daß er im gegenwärtigen Zeitpunkt etwas verspricht, was erst in der – oft sogar sehr fernen – Zukunft erfüllt werden soll. Der Ausdruck »erfüllen« ist darin sehr treffend, denn er besagt, daß hier im Wort etwas vorgezeichnet wird, was dann nachträglich in der Wirklichkeit ausge-

füllt werden soll.

Natürlich ist nicht in allen Aussagen über ein künftiges Verhalten ein Versprechen möglich. Versprechen sind nämlich nur da möglich und darum auch nur da zu verantworten, wo der Mensch auch die Macht hat, das Versprochene auszuführen. Über vieles, was von äußeren Umständen abhängt, aber auch über seine eignen Meinungen und Gefühle, hat er keine Macht und kann darum auch nichts versprechen. Darüber hinaus aber ergibt sich die Frage, woher der Mensch überhaupt die Kraft nimmt, auch unter schwierigen Verhältnissen sein Versprechen zu erfüllen. Diese Frage hat Gabriel Marcel (1889-1973) nachhaltig beschäftigt, und er kommt zu dem Ergebnis: Die Tatsache, daß in unserer Welt Versprechen gegeben und trotz vieler Enttäuschungen auch angenommen werden, ist ein Beweis dafür, daß der Mensch kein reines Augenblickswesen ist, das dem Wechsel der Zustände hilflos ausgeliefert ist, sondern daß in ihm ein Kern enthalten ist, der sich über den Wechsel der Zustände erhebt. Diesen überzeitlichen Kern des Menschen bezeichnen wir als sein »Selbst«, wobei wir diesem Wort einen über den alltäglichen Sprachgebrauch hinausgehenden betonten Sinn geben. Erst als ein solches Selbst wird der Mensch zu einem sittlich verantwortlichen Wesen. Aber dieses Selbst ist dem Menschen nicht von Hause aus als Teil seiner »natürlichen« Anlagen mitgegeben; es bildet sich erst in der Erfüllung des gegebenen Worts, im Halten gegebener Versprechen. Dies ist vielleicht die höchste Form, in der sich die Selbstwerdung des Menschen durch die Sprache ergibt.

Die Grenzsituation des sprachlichen Ausdrucks

Wir dürfen in der Vielfalt der Erscheinungen, in der jedes Beispiel nur einen bestimmten Aspekt der Sprache beleuchtet und keines für das Ganze stehen kann, nicht beim einzelnen Beispiel verweilen, so sehr es zu weiterdringender Untersuchung verlocken mag, sondern müssen immer die leitende Fragestellung im Auge behalten. Es handelt sich allgemein um das Verhältnis zwischen dem unbestimmten, zur Entfaltung drängenden Lebensuntergrund und dem aus ihm hervorgebrachten sprachlichen Ausdruck. Um dieses spannungshafte Verhältnis zu bestimmen, knüpfen wir vielleicht am besten an Friedrich Schillers (1759-1805) bekannten Satz an: »Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr« (Werke, Bd. 1, S. 302). Schiller will damit sagen, daß das Wort, in dem die Seele ihr innerstes Erleben, ihre Liebe etwa, ausspricht, diesem zuinnerst Empfundenen nicht gerecht wird, daß jedes ausgesprochene Wort hinter dem zurückbleibt, was es hat sagen [44/45] wollen, daß es dies zudem veräußerlicht und verflacht und es im häufigen Gebrauch zum schalen Gerede herabsinkt. Als ein Beispiel unter vielen sei nur an den Chandos-Brief Hugo von Hofmannsthals (1874-1929) erinnert, in dem es heißt: »Zuerst wurde es mir allmählich unmöglich ... jene Worte in den Mund zu nehmen, deren sich doch alle Menschen ohne Bedenken geläufig zu bedienen pflegen ... Die abstrakten Worte, deren sich doch die Zunge naturgemäß bedienen muß ... zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze« (Werke, Bd. 2, S. 11 f). Immer wieder hört man die Klagen über die Unzulänglichkeit der Sprache, die sich bis zum wahren Ekel steigern können.

Das ist alles richtig und hat eine lange Geschichte, die über die Romantik und den Sturm und Drang bis in die Mystik zurückreicht und immer wieder die Unsagbarkeit eines letzten Lebens- und Weltgrunds hervorhebt. Und dennoch bleibt bestehen, daß das unausgesprochene Gefühl und der unausgedrückte Gedanke in der Unbestimmtheit zurückbleiben, daß sie nicht zur eigentlichen Wirklichkeit kommen, wieder in sich zurück sinken und sich gleichsam zer setzen, wenn sie nicht im sprachlichen Ausdruck Gestalt gewonnen haben. Weil sie erst in ihm zur vollen Wirklichkeit gelangen, kann man gar nicht darauf verzichten, ohne im Unbestimmten und Halbwirklichen zu verfließen.

Es zeigt sich hier die allgemeine Problematik, die von der lebensphilosophischen Seite her

Georg Simmel (1858-1918) so formuliert hat, daß das Leben »nur in Formen unterkommen kann und doch in Formen nicht unterkommen kann, eine jede also, die es gebildet hat, überlangt und zerbricht« (1918, S. 23). Das bedeutet, auf den besonderen Fall der Sprache angewandt: Nur im geprägten sprachlichen Ausdruck kann sich das Leben verwirklichen und zu höherer Intensität steigern. Aber jeder sprachliche Ausdruck bleibt nicht nur unzulänglich und kann immer nur einen Teil des zur Verwirklichung drängenden Lebens fassen, er fängt zugleich die vorwärts drängende Bewegung des Lebens in einem Fertigen und Festen auf und bringt sie darin zum Stillstand. Daher das Bedenkliche jeder gelungenen sprachlichen Formulierung. Wenn die einmal gelungene Formulierung aufgenommen und zur symbolischen Form im Sinne Ernst Cassirers wird, unter der wir Wirklichkeit erfassen, dann wird die Form, die uns Wirklichkeit neu erschließt, bald wieder zum leicht verfügbaren Schema, und damit wird die Sprache, mit der wir zu neuer Wirklichkeit durchdringen wollen, wieder zum Gehäuse, in dem wir gefangen und vom unmittelbaren Kontakt mit der Wirklichkeit abgeschnitten sind.

Wenn wir von der Frage ausgehen, wie man die Leistung der Sprache so begreifen kann, daß der Mensch in ihr nicht wie in einem beengenden Käfig gefangen ist (s. oben), daß die Sprache vielmehr zum Organ wird, grundsätzlich neue Wirklichkeit zu erfahren und zu gestalten, dann können wir hier, wie bereits gesagt, von den einfacheren Fällen absehen, wo sich im alltäglichen Leben der Mensch der Sprache als eines mit Selbstverständlichkeit bereitstehenden Mittels zur Verständigung im gemeinsamen Handeln bedient. Wir gehen auch nicht weiter ein auf den Bereich der strengen Wissenschaft, die sich einer sauber ausgearbeiteten Terminologie streng definierter Begriffe bedienen muß. Wir können darüber hinaus auch fragen, [45/46] wieweit eine in sich fest geschlossene Sprache dazu dienen kann, dem Leben eine Festigkeit zu geben, indem sie gegen von außen einbrechende Störungen abschließt. Wie schon die Kenntnis der Namen Sicherheit gibt, indem sie das Begegnende als etwas schon Bekanntes identifiziert, so sahen wir auch am Beispiel der Sprichwörter und Redensarten, wie die Sprache dazu dienen kann, die Beunruhigung durch neue Erfahrungen abzufangen, wenn auch um den bedenklichen Preis des Verzichts auf eine produktive Auseinandersetzung. Wir könnten außerdem fragen, ob nicht auch der Jargon, mit dem sich eine Gruppe von Menschen in einem bestimmten, formelhaft fixierten Sprachgebrauch zusammenschließt und sich gegen die übrige Sprachgemeinschaft abschließt, ein Mittel zur Festigung des durch diesen Jargon verbundenen Kreises ist (s. auch den Beitrag von Mario Wandruszka in diesem Band).

An dieser Stelle wollen wir aber insbesondere die Situationen näher ins Auge fassen, wo die Sprache nicht mehr fertig bereitsteht, sondern sich Schwierigkeiten ergeben, in denen der Mensch sich erst um den angemessenen sprachlichen Ausdruck bemühen muß und, wie wir schon oben sagten, im zähen Kampf dem unsagbar Scheinenden eine neu formulierte Aussage abgewinnt. Erst hier erreicht die Sprache ihre letzte wirklichkeitsenthüllende und lebenssteigernde Kraft. An dieser ihrer höchsten Leistung müssen wir die Sprache messen. Aber diese letzte Erfüllung ist an den Augenblick des Aussprechens gebunden. Wo die Spannung des verantwortlichen Sprechens nachläßt, da sinkt auch die Sprache wieder ins Unverbindliche ab, wird zum verfügbaren Schema und entartet allzu leicht zum leeren Gerede.

Daraus ergibt sich die Frage: Was kann der Mensch tun, um seine Sprache vor dem Erstarren in festen Formen und vor dem Absinken in unverbindliches Gerede zu bewahren? Aus diesem sehr verwickelten Zusammenhang seien im folgenden nur zwei polar aufeinander bezogene Möglichkeiten hervorgehoben: die immer erneute Anstrengung um eine äußerste Genauigkeit und Geschlossenheit der sprachlichen Aussage, wie sie in höchster Verkörperung in der großen Dichtung gelingt, und die Auflösung aller einmal gelungenen festen Form in der Lockerheit des in letzte Tiefen führenden Gesprächs.

DIE BEMÜHUNG UM DIE GENAUIGKEIT DES SPRACHLICHEN AUSDRUCKS

Die Beschreibung

Wir fassen zunächst die eine Seite ins Auge, den Weg einer dem Unbestimmten abzugewinnenden sprachlichen Formung. Wir halten uns dabei zweckmäßig an die Fälle, wo diese Formung zu einer schriftlichen oder gedruckten Objektivierung gekommen ist; denn in der einsamen Bemühung des Schreibens, im langsamen Suchen, Abwägen und Wieder-Verwerfen des ungenügenden Worts kann die Bemühung um die Genauigkeit des sprachlichen Ausdrucks eine Intensität erreichen, die [46/47] in der an den Augenblick gebundenen mündlichen Äußerung nicht ohne weiteres zugänglich ist.

Wir wählen als einfachstes Beispiel eine schlichte Beschreibung einer Landschaft oder eines Stadtbilds, am besten in der meisterhaften Fassung eines Dichters, und betrachten die Verhältnisse zunächst von der Seite des Aufnehmenden, in diesem Falle also des Lesers. Von einer solchen geglückten Beschreibung pflegt eine tiefe Befriedigung auszugehen, und zwar grade für den, der den beschriebenen Gegenstand schon aus eigner Anschaugung kennt. Worauf beruht diese tiefe Befriedigung, bei der doch der Mensch scheinbar nichts Neues kennengelernt? Sie dürfte darauf beruhen, daß er den vorher nur unbestimmt bekannten Gegenstand jetzt erst richtig sehen lernt, so daß es ihm »wie Schuppen von den Augen« fällt und er erkennt: ja, so ist es; ich habe es zwar immer gefühlt, aber in der Unachtsamkeit oder Müdigkeit des Alltagslebens nicht richtig bemerkt. So setzt die Beschreibung auf der sprachlichen Ebene die Funktion des Zeigens fort (s. oben). Sie läßt unsere Welt in einer neuen, ursprünglicheren Weise sehen und vertieft ihren Reichtum.

Damit aber dem Schreibenden eine solche Beschreibung gelingt, bedarf es einer höchsten Anspannung seiner Kräfte; denn es ist nicht so, daß er ein Bild schon fertig vor Augen hätte, das er dann nur noch in Sprache umzusetzen brauchte. Er muß es erst herausarbeiten, nicht anders als der Bildhauer die Statue aus dem Steinblock herausmeißelt; denn das im glücklichen Blick nur ahnend Erfaßte gewinnt erst im gelingenden sprachlichen Ausdruck seine überzeugende Gestalt, in der es dann auch der spätere Leser wiederzuerkennen vermag.

Das gilt nicht nur von der Beschreibung der äußeren Welt, sondern ebenso von der Analyse seelischer Phänomene, von der Interpretation geistiger Gebilde oder gesellschaftlicher Strukturen. Überall ist es die Mühe der sprachlichen Darstellung, die dem Unbestimmten und unfaßbar Scheinenden ein mehr oder minder großes Stück des Faßbaren abgewinnt und in dieser schöpferischen Leistung unsere Welt vermehrt. Überall ist es die Leistung der Sprache, dem Ungeformten eine Form abzugewinnen und es damit erst eigentlich zur Wirklichkeit im menschlichen Leben zu erheben.

Die dichterische Gestaltung

Jede gelungene Beschreibung ist so schon immer Gestaltung: Darstellung des Beschriebenen mit den Mitteln der Sprache. Ihre höchste Erfüllung aber findet diese Leistung der Sprache in der Dichtung. Die Dichtung ist im höchsten Grade ein Organ der Welterkenntnis und der Lebensgestaltung. Sie läßt uns sehen, indem sie uns in der reinen Gestalt des dichterischen Werks das erkennen läßt, worin wir die noch ungestalteten Möglichkeiten unsres Lebens wiedererkennen. Von der Reinheit ihrer Gestalten geht eine schon magisch zu nennende Gewalt aus, die unser Leben in ihren Bann zwingt, so daß es sich nach ihnen gestaltet. Hier wiederholt sich auf einer höheren Ebene, was wir zuvor von der Sprache allgemein gesagt haben: Nachdem der Mensch, einem inneren Bedürfnis folgend, die Dichtung hervorge- [47/48]

bracht hat, lebt er in seiner Welt so, wie die Dichtung sie ihm zuführt. Der Mensch fühlt und empfindet, liebt und sehnt sich, lebt in seiner Welt so, wie er es von den Dichtern gelernt hat, entweder durch eigne Lektüre oder durch Vermittlung seiner Umwelt, die es ihrerseits von den Dichtern gelernt hat. Das besagt Friedrich Hölderlins (1770-1843) viel diskutierter Vers: »Was bleibt aber, stiften die Dichter« (Bd. 2, 1; S. 189). Dieses »Bleibende« sind nicht in erster Linie die einzelnen Dichtwerke, sondern mehr noch der Rahmen des Lebens- und Weltverständnisses, der in ihnen ausgespannt wird.

Was hier an der Dichtung mit besonderer Reinheit hervortritt, gilt in entsprechender Weise auch von den andern Kulturbereichen, etwa von Recht und Wirtschaft, Religion und Politik, soweit sie sich in sprachlicher Form objektiviert haben, ja darüber hinaus, wenn auch in abgewandelter Weise, von den nichtsprachlichen Kulturbereichen wie Musik und Malerei. So ist unser ganzes Leben durch die in langer Geistesgeschichte entstandenen Formen bestimmt, und wir erkennen erneut, wie tief der Mensch in seinem innersten Wesen durch seine Geschichtlichkeit bedingt ist. Das als die anthropologische Funktion der Dichtung zu entwickeln, ist die Aufgabe einer Kunstphilosophie, die, soweit sie die Dichtung betrifft, nur ein wenn auch vielleicht bevorzugter Teil der Sprachphilosophie ist.

Das Vollendete und das Unvollendete

Wir gehen noch einmal vom Beispiel einer guten Beschreibung aus. Indem sie den Gegenstand in einer überzeugenden Weise sehen lässt, hebt sie doch immer nur einen bestimmten Aspekt hervor. Sie ist darum immer einseitig, sie zwingt den Blick in bestimmte Bahnen und versperrt damit andre Möglichkeiten, die man vielleicht selber hätte entdecken können. Sie führt also notwendig zu einer Verstärkung der Einseitigkeit, die wir schon als allgemein zum Wesen der Sprache gehörig erkannt haben. Und grade besonders glückliche dichterische Prägungen können die ursprüngliche Begegnung mit der Wirklichkeit verhindern, indem sie als feste Schablone das Erleben fixieren. So hat beispielsweise die Wendung vom Land, wo »im dunkeln Laub die Goldorangen glühn« (Goethe, Wilhelm Meister), Tausenden von Italienreisenden den unmittelbaren Zugang zur italienischen Landschaft versperrt.

Damit ist zugleich ein Weiteres gegeben: Jede endgültig ausgeprägte sprachliche Form (wie jede zur Vollkommenheit gediehene Form überhaupt) hat etwas Abschließendes. Die Bewegung des Lebens ist in ihr zum Stillstand gekommen. Das ist in vielen Fällen notwendig, wie etwa in der im klaren Wort ausgesprochenen Entscheidung, weil diese allein das Fundament für ein planvolles Handeln sein kann, oder beim verbindlich gegebenen Versprechen, weil das allein die Ausbildung einer sittlich verantwortlichen Persönlichkeit ermöglicht und so dem menschlichen Zusammenleben Festigkeit gibt.

Aber wiederum dürfen wir über der in bestimmter Hinsicht notwendigen Funktion nicht die mit der erlangten Festigkeit verbundene Gefahr verkennen. Wie [48/49] schon die präzise Antwort auf eine Frage das Gespräch verstummen lässt, weil es danach nichts mehr zu sagen gibt, so ist auch jedes zur vollkommenen Gestaltung gekommene sprachliche Gebilde endgültig und löst sich damit aus dem Fluß des Lebens ab. Es ist zeitlos geworden. Und wenn wir noch einmal das Beispiel des Gesprächs aufnehmen, so kann sich nur dort, wo die Antwort etwas offen lässt, das weiterführende Gespräch entwickeln. Das gilt allgemein: Jedes ausgesprochene Wort, in dem weiteren, vorhin eingeführten Sinn, löst sich los und ruht in sich selbst, sobald es zu reiner Vollkommenheit gebracht ist; lebendig bleibt es nur, solange diese Gestaltung nicht zur reinen Vollendung gekommen ist, wenn in allem Ausgesprochenen ein Untergrund des Unausgesprochenen mitschwingt, aus dem es hervorgegangen ist und der im Verborgenen mit gegenwärtig bleibt.

Das zeigt sich in letzter Steigerung wieder in der Dichtung. Nur verhältnismäßig kleine Gebilde, etwa kleine lyrische Gedichte, können zur reinen Vollendung gedeihen. Sie sind dann wie Spiegelungen, in denen wir bestimmte, verhältnismäßig herauslösbarer Erlebnisse zur reinen Form gesteigert wiedererkennen. Auf das Leben im ganzen läßt sich dies nicht übertragen. Es käme zur Erstarrung, wenn es im absolut vollkommenen Werk zur Darstellung gebracht wäre und diese dann auf das Leben zurückwirkte. Darin ist es begründet (und keineswegs als Mangel zu beklagen), daß grade die größten Dichtungen, etwa der »Faust« oder der »Wilhelm Meister«, nicht zum letzten Abschluß gekommen sind. Das Unvollendete, Nicht-zu-Vollendende (vgl. Bollnow 1976) des Werks ist kein beliebiger Mangel, vielmehr ein besonderer Vorzug, durch den es offen bleibt für die Bewegung des sich schöpferisch weiterentwickelnden Lebens. Auch in der höchsten künstlerischen Gestaltung bleibt die Spannung zum ungestalteten Grund, dem es mit Anstrengung abgewonnen ist, und nur darin erhält und erneuert sich immer wieder die Lebendigkeit des Lebens.

Damit klärt sich auch eine scheinbare Nachlässigkeit in der bisherigen Darstellung. Wenn wir verschiedentlich betont haben, daß erst im Wort die Sache »eigentliche« Wirklichkeit gewinnt, daß das nicht in der Sprache Erfaßte »so gut wie nicht vorhanden« ist, so deutet sich in der vorsichtigen Ausdrucksweise an, daß die Gleichsetzung von Sprache und Wirklichkeit nicht so unbedingt gilt, wie es bisweilen vielleicht scheinen möchte, daß es sich vielmehr um die Formung einer Materie handelt, die in unbestimmter Form schon vor der Sprache vorhanden war, die in der Sprache dann gestaltet wird, doch so, daß sie nie in einer bestimmten Gestaltung aufgeht. So bleibt überall die Spannung zwischen dem ungeformten Grund und der in der Sprache erreichten Form. Das Leben erstarrt, und die Sprache wird zum leeren »Wortklingel«, wo diese Spannung verloren gegangen ist.

DIE WECHSELREDE

Wenn auch jedes Sprechen immer schon einen Partner voraussetzt, an den es gerichtet ist, und dies auch dann, wenn es sich als Schreiben schweigend verhält, so [49/50] entfaltet es sich doch erst im Gespräch, in der Wechselrede, die zwischen den Partnern hin- und hergeht. Erst hier gewinnt die Sprache ihre volle Wirklichkeit. Es kommt darum darauf an, diesen Vorgang, die Verflechtung von Rede und Gegenrede, näher ins Auge zu fassen und dabei darauf zu achten, unter welchen Bedingungen sich die Verhärtungen einseitiger sprachlicher Formulierungen wieder auflösen lassen.

Aber auch hier gibt es wieder eine solche Fülle verschiedener Formen des Mit-einandersprechens – die freie Unterhaltung oder leichte Konversation, die Beratung, die Verhandlung, die wissenschaftliche Diskussion, die Prüfung, das Verhör und so fort –, daß es nötig ist, sie in ihrer Vielfalt wenigstens an einigen bezeichnenden Beispielen zu verdeutlichen, um nicht der Gefahr zu erliegen, im Ausgang von einem bestimmten Beispiel einseitige und darum unhaltbare Folgerungen zu ziehen. Unter den verschiedenen Formen der Wechselrede heben wir zwei extreme Grundformen heraus: die Beratung und die Verhandlung einerseits und das Gespräch im engeren Sinn als Freundesgespräch anderseits.

Die Beratung und Verhandlung

Die Beratung entspringt im Zusammenhang des handelnden Lebens, und zwar dort, wo im gemeinsamen Handeln Schwierigkeiten entstanden sind, die es zu beseitigen gilt. Man unterbricht die Handlung, tritt gleichsam aus ihr zurück, um in gemeinsamer Anstrengung nach einer Lösung der Schwierigkeiten zu suchen. Dadurch ist die Redeführung in der Beratung be-

stimmt. Sie erfolgt in Vorschlägen und Einwänden und gemeinsamem Abwägen der Möglichkeiten. Sie ist streng auf die Sache bezogen. Was von ihr abführt, ist unangemessen und hält den Fortgang der Beratung nur auf. Auch für geistreiche Bemerkungen ist hier kein Raum. Die Reform ist nüchtern und einfach. Die Beratung strebt gradlinig auf ein Ziel zu, auf ein Ergebnis, das zu erzielen sie angesetzt war und das, wenn es erreicht ist, in Form eines Beschlusses festgehalten werden kann, der dann für das weitere Handeln verbindlich ist. Das protokollarisch festgehaltene Ergebnis ist die Form, in der sich aus den unterschiedlichen Möglichkeiten eine bestimmte heraushebt und feste Gestalt gewinnt. Im Beschuß ist die Beratung zu einem klaren Abschluß gekommen. Man weiß, wie es weitergehen soll, und kann die unterbrochene Handlung wieder aufnehmen.

Komplizierter werden die Verhältnisse, wo nicht ein gemeinsames Streben den Fortgang regelt, sondern Interessengegensätze einander gegenüberstehen, die, um eine gewaltsame Auseinandersetzung – im extremen Fall einen Krieg – zu vermeiden, in einem Miteinander-Sprechen ausgeglichen werden sollen. Man spricht in diesem Fall von einer Verhandlung. So gibt es eine Gerichtsverhandlung, eine Friedensverhandlung und so fort. Hier geht es darum, die eigenen Interessen geschickt zu vertreten, und das bedingt eine ganz andre Weise des Sprechens. Hier mag es bis zu einem gewissen Grade vorteilhaft sein, alle Künste der Überredung, der geschickten Argumentation, der List und vielleicht auch der Einschüchterung ins [50/51] Spiel zu bringen. Gericht und Parlament sind von alters her der Ort gewesen, an dem sich die rednerische Kunst entfalten konnte. Aber all diese Mittel sind doch nur bis zu einem gewissen Grade anwendbar, wenn die Verhandlung ihren Sinn, nämlich bis zu einem bestimmten Ergebnis zu kommen, erfüllen soll und nicht ergebnislos abgebrochen werden muß. Das erfordert einen gewissen Takt, um zu wissen, wie weit man jeweils mit seinen Forderungen gehen kann. So endet auch die Verhandlung mit einem bestimmten Ergebnis, nämlich einer Übereinkunft, durch die eine verworrene Lage beendet wird. Sie hat in der Regel die Form eines Kompromisses zwischen den widerstreitenden Ansprüchen. Um späteren Schwierigkeiten zuvorzukommen, muß die Übereinkunft in klarer sprachlicher Formulierung ausgesprochen, nach Möglichkeit auch als Vertrag schriftlich niedergelegt werden. So entscheidet der Richterspruch als klar formuliertes Urteil eine bis dahin strittige Lage. Daher der Satz: »Roma locuta, causa finita« (Rom hat gesprochen, damit ist die Sache beendet; aus den »Sermones« des Augustinus). Der ergangene Spruch erhebt Anspruch auf Endgültigkeit. Es ist wieder ein Fall der Gestaltung der Wirklichkeit durch die Sprache.

Das freie Gespräch

Völlig anders ist dagegen die Redeführung im freien Gespräch, das sich unabhängig von den Erfordernissen des handelnden Lebens in den entlasteten Lagen der freien Muße entwickelt. Auch hier sind wiederum sehr verschiedene Formen zu unterscheiden. Auf der einen Seite gibt es die ziel- und zwecklose Unterhaltung, in der der Mensch die Anspannung der Arbeit unterbricht oder auch nur die Langeweile der leeren Stunden auszufüllen sucht. Sie bedient sich mit Selbstverständlichkeit der Sprache, wie sie diese als jederzeit verfügbares Mittel findet, ohne sich besonders um einen angemessenen Ausdruck zu bemühen. In dieser Unterhaltung entartet die Sprache dann leicht zum bloßen Gerede, wie Martin Heidegger es in seiner bekannten Analyse herausgearbeitet hat. Das Gerede ist »bodenlos«, weil es ohne Begründung durch eigene Anschauung oder echte Erfahrung gedankenlos weitergibt, was es gehört hat. »Die Sache ist so, weil man es sagt« (1927, S. 168). So zeigt sich im Gerede mit besonderer Eindringlichkeit die gefährliche Macht der Sprache, die Menschen in der Welt eines gedankenlosen Scheinverständnisses zu beruhigen und ihnen die Anstrengung einer eigenen Auseinandersetzung zu ersparen. Die freie Unterhaltung kann sich im geselligen Umgang

aber auch zur gepflegten Konversation mit ihren eignen Spielregeln entwickeln, die ihre eigenen Reize hat, doch bleibt auch sie ihrem Wesen zufolge meist im Unverbindlichen stecken.

Aus der im Unverbindlichen bleibenden Unterhaltung kann sich unter günstigen Umständen das ernsthafte Gespräch entwickeln, in dem es um die Klärung tieferer Lebensfragen geht. Den Anstoß dazu kann eine zufällige Bemerkung geben, die den andern aufhorchen läßt, weil plötzlich etwas bis dahin selbstverständlich Scheinendes fragwürdig geworden ist und hieraus sich im Wechselspiel von Rede und Antwort eine anhaltende gemeinsame Besinnung entwickelt. Das berührt sich in [51/52] vielem mit dem, was Jürgen Habermas als »repressionsfreien Diskurs« herausgearbeitet hat (1971, S. 114 ff; 1973, S. 211 ff; vgl. Bollnow 1975, S. 53 ff). Gemeinsam ist die Loslösung aus dem unmittelbaren Handlungszusammenhang. Der Unterschied liegt aber darin, daß es bei Habermas darum geht, auf dem Wege des Diskurses die strittig gewordene Zielsetzung wiederherzustellen. Das Ziel ist der Konsensus, der durch eine streng rationale Argumentation erreicht werden soll. Durch die Orientierung am Konsensus stellt sich der Diskurs als eine besondere, von möglichen Störungen gereinigte Form der Beratung oder der Verhandlung dar und ist nicht weniger als diese auf das wieder einsetzende Handeln bezogen. Aber der repressionsfreie Diskurs ist nicht »die ideale Sprechsituation« schlechthin, und das freie Gespräch, wie es hier gemeint ist, ist noch etwas anderes. Es geht hier nicht um eine Übereinkunft, sondern um die nicht notwendig auf das Handeln bezogene Wahrheit selbst, um die zweckfreie Vertiefung in die Geheimnisse des Lebens und der Welt. Und während es für die Beratungen und Verhandlungen entscheidend war, daß sie zu einem klar formulierten Ergebnis führten, an das man sich in der Folgezeit halten kann, kann das Gespräch wieder verklingen, wenn es seinen Höhepunkt erreicht hat. Das ist kein Mangel, der ihm anhaftet, sondern liegt im Wesen der Sprache begründet, die im besinnlichen Gespräch sich zu ihrer höchsten und reinsten Form erhebt. Hier, wo es darum geht, in gemeinsamer Anstrengung dem fragwürdig Gewordenen ein Stück neuer Erkenntnis abzugewinnen, führt es nicht zu einem formulierbaren festen Ergebnis, in dem die Bewegung zur Ruhe käme, sondern in jedem erzielten Ergebnis bleibt der Untergrund unausgesprochener Möglichkeiten mit gegenwärtig.

Der Gang des Gesprächs

Je wichtiger die Fragen sind, die im Gespräch zur Sprache kommen, um so stockender wird es vorankommen, immer wieder durch lange Pausen des Nachdenkens unterbrochen. Es wiederholt sich hier im wechselseitigen Gespräch die Schwierigkeit, die uns schon bei der einfachen Beschreibung entgegengetreten war: dem unsagbar Scheinenden ein schmales Stück des Sagbaren abzugewinnen. Dieses wird im versuchsweise vorantastenden Aussprechen nur langsam ans Licht gehoben. Die Partner werden dabei oft innehalten und mühsam nach dem rechten Wort suchen und immer dabei empfinden, daß jedes mühsam gefundene Wort letztlich doch unzulänglich bleibt. Darum ist hier das »Ergebnis«, soweit man davon sprechen kann, nicht in fest umrissener Form objektiviert. Es wird vielleicht überhaupt nicht voll ausgesprochen und bleibt, ohne daß es der einen oder der andern Seite zuzurechnen wäre, zwischen den Sprechenden in der Schwebe. Eben dadurch bewahrt das Gespräch die Offenheit, die eine weitere Fortführung und Vertiefung ermöglicht.

Das Gespräch verlangt eine gewisse Lockerheit. Es kennt nicht die letzte Anspannung, in der die sich monologisch vollziehende Bemühung um eine zur Vollendung gebrachte, präzise sprachliche und vor allem dichterische Formung ge- [52/53] schieht, aber es kennt darum auch nicht die Gefahr einer Verfestigung in einer abgelösten Gestalt. Es ist vielmehr imstande, alle erstarren Formen wieder aufzulösen und in den Fluß des Lebens zurückzuführen. Die in der Einsamkeit des Einzelnen zu leistende sprachliche Gestaltungsarbeit auf der einen Seite

und die Auflösung im freien Gespräch ergänzen einander als zwei spannungshaft aufeinander bezogene Leistungen der Sprache.

Wenn ein solches Gespräch gelingt, wozu nicht nur die eigne Anstrengung, sondern auch die Gunst der Stunde gehört, dann ist es eine der schönsten Erfüllungen, deren das menschliche Leben überhaupt fähig ist. Es sei darum hier an das schöne Wort Goethes aus dem Märchen von der goldenen Schlange erinnert: »Was ist erquicklicher als Licht, fragte jener [der König]. – Das Gespräch, antwortete diese [die Schlange]« (Werke, Bd. 9, S.375). Wie das Licht die Schönheit der sichtbaren Welt erstrahlen lässt, so führt das Gespräch in die Tiefen der menschlichen Seele.

Aber das Gespräch gelingt nur und erhält sich nur auf seiner Höhe, wenn es von einem immer erneuten Sich-Einsetzen getragen ist. Die verlangte Lockerheit ist nicht Nachlässigkeit und mit einem vollen, lebendigen Dabeisein verbunden. Sobald sich eine Ermüdung einstellt oder das Gespräch an Stellen führt, wo sich die Teilnehmer nicht mehr deckungslos auszusprechen bereit sind, da gleitet es bald in unverbindliche Redensarten ab. Der Mensch entzieht sich der klaren Entscheidung oder dem offenen Wort durch ein Ausweichen in »nichtssagende« Wendungen.

Das gilt nicht nur vom zuletzt behandelten freien Gespräch, sondern von allen Situationen, in denen es auf eine offene sprachliche Aussage ankommt, vom Bekenntnis, Geständnis und so fort. Immer exponiert sich der Mensch im rückhaltlos ausgesprochenen Wort, er wird verwundbar, und immer ist es vorsichtiger, zu schweigen oder ins Unverbindliche auszuweichen. Aber damit verliert der Mensch die Möglichkeit der Selbstwerdung im ausgesprochenen Wort. Immer ist die Sprache in der Gefahr, zum bloßen Gerede abzusinken. »So wird nicht selten ein Wort ebenso wie eine Aussage, ein Gespräch oder auch nur ein Beitrag zur Unterredung ... als nichtssagend empfunden. Wie groß sind die Enttäuschungen, wie folgenschwer das Unbehagen, welche dann entstehen, wenn in Gipfellagen der Existenz, etwa in Stunden liebender Annäherung, in Zeiten höchsten geistigen Strebens, in Lagen schicksalhafter Begegnungen hochgespannte Erwartungen, hehre Stimmungen, edles Wollen, verständige Bereitschaft jäh zerstört werden durch nichtssagendes Gerede« (Sprengard 1967, S.66).

Das Schweigen

Wenn das Gespräch zu Ende gekommen ist und wieder ermattet, nachdem es seinen Höhepunkt erreicht hat, dann sinkt es, wie jedes gesprochene Wort, wieder zurück in das Schweigen, aus dem es hervorgegangen ist. Alles Sprechen ist bezogen auf das Schweigen. Sie gehören zusammen wie Figur und Hintergrund. Dabei ist Schweigen nicht einfach ein Nichtvorhandensein von Sprechen. Tiere schweigen nicht, und auch der Mensch schweigt nicht, wenn er, still für sich beschäftigt, in den [53/54] meisten Zeiten des Tageslaufs nicht den Mund auftut. Von Schweigen kann man vielmehr nur da sprechen, wo der Mensch hätte sprechen können oder sprechen sollen und wo er dennoch nicht spricht. Schweigen ist also selbst ein Tun, für das der Mensch verantwortlich ist. Wenn Blaise Pascal (1623-1662) einmal von dem »ewigen Schweigen dieser unendlichen Räume« spricht, das ihn schaudern macht (²1940, S. 115), so sind hier die Räume als etwas gefaßt, das ihn in die Einsamkeit stürzt, weil es die Antwort verweigert. Schweigen ist Verweigerung des Sprechens und insofern immer auf ein mögliches Sprechen bezogen.

Das Schweigen ist wiederum ein sehr vielfältiges Phänomen. Es gibt die verschiedenen Formen, ein angebrachtes und ein unangebrachtes, ein vom Menschen gefordertes und ein ihm als Versagen, ja als Schuld anzurechnendes Schweigen, und jedesmal ist auch das Verhältnis zum ausgesprochenen Wort verschieden. Es gibt zunächst das einfache Schweigen der

Dumpfheit, das zu bequem ist, den Mund aufzumachen, die einfache »Maulfaulheit«. Es gibt das Schweigen der Schüchternheit oder der Feigheit, das sich nicht durch ein offen ausgesprochenes Wort eine Blöße zu geben wagt. Es gibt aber auch das Schweigen als das ausdrückliche Verschweigen eines Wissens, etwa einer Schuld, weil man sich durch das offene Eingeständnis einer Strafe oder sonst einem Nachteil auszusetzen fürchtet, und weiterhin auch das auf Täuschung bedachte Schweigen, das, ohne eine ausdrückliche Lüge auszusprechen, im andern eine falsche Vorstellung erwecken oder eine schon vorhandene falsche Vorstellung nicht berichtigen will. Allen diesen Formen des Schweigens ist gemeinsam, daß sie, wenn auch in je verschiedener Weise, auf Sicherung des Daseins bezogen sind. Aber sie müssen überwunden werden, weil nur in ihrer Überwindung, in der dem Widerstand abgewonnenen freien Rede der Mensch dem diffusen Lebensuntergrund seine sittliche Substanz abgewinnt.

Aber es gibt auch Formen eines anderen, vom Menschen geforderten Schweigens. Da ist zunächst, als einfachster Fall, das Schweigen als Verschwiegenheit bei einem anvertrauten Geheimnis, etwa beim ärztlichen Berufsgeheimnis oder beim Beichtgeheimnis. Dieses wird mit Recht, mit der Standhaftigkeit verbunden, als hohe Tugend gepriesen. Da ist weiterhin das taktvolle Schweigen, das nicht in die Intimsphäre eines anderen Menschen einzudringen und nicht ohne Not an dessen Wunden zu röhren wagt. Es gibt aber auch, was wir zuletzt berührten, das Schweigen, in dem das Gespräch wieder versinkt, wenn es nicht in leerem Geschwätz versanden soll, und es gibt das schweigende Einverständnis zweier Menschen, die sich im letzten verbunden wissen. Dies führt schon hinüber zu dem letzten Schweigen, dem Schweigen der Ehrfurcht, das dem Heiligen gegenüber verstummt (Bollnow² 1958).

Bei allem aber bleibt die gefährliche Zweideutigkeit, die unaufhebbar mit dem Wesen der Sprache verbunden ist. Das mühsam den inneren Widerständen abgerungene Bekenntnis ist etwas anderes als leere Geschwätzigkeit, und herbe Verhaltenheit ist noch lange nicht mangelnde Aufrichtigkeit. Die Schwierigkeit liegt aber darin, daß die Formen fließend ineinander übergehen. Zwischen der Feigheit, die das entscheidende Wort nicht wagt, und der Ehrfurcht, die vor dem großen Wort [54/55] zurückschreckt, liegt eine schmale und niemals endgültig zu bestimmende Grenze. Was in dem einen Fall verwehrt ist, kann in dem andern Fall geboten sein. Was im alltäglichen Leben auszusprechen taktlos wäre, kann in existentiellen Situationen – wie bei Parzival im Anblick der Wunde des Anfortas – gradezu gefordert sein.

So ist das Verhältnis von Sprechen und Schweigen durch eine tiefe und unaufhebbare Spannung bestimmt: Der Mensch verwirklicht sich und gewinnt seine geistig-sittliche Substanz nur, wenn er dem formlosen Untergrund des Lebens im formulierten Wort – und allgemein in den symbolischen Formen – die bestimmte Gestalt abgewinnt, wenn er im Ringen um das richtige Wort aus dem unsagbar Scheinenden einen schmalen Streifen der im Sagen zugänglich gemachten Wirklichkeit erobert. Aber jedes ausgesprochene Wort würde sofort erstarren und als beliebig verfügbare Münze abgenutzt werden, wenn nicht darin ein Rest des Unausgesprochenen mit enthalten wäre. Alles Reden ist nur echt, wo es an das Schweigen grenzt. Wenn die Tragödie meint, »der Rest ist Schweigen« (Shakespeare, Hamlet), so ist das nicht resignierend aufzufassen, als ob alles menschliche Bemühen in den Abgrund der Vergessenheit fiele, sondern als Gefühl des Getragenseins von einem schweigenden Grund, aus dem alle Sprache hervorgeht.

LITERATUR

- AMMANN, H.: Die menschliche Rede. Sprachphilosophische Untersuchungen. 1. Tl.: Die Idee der Sprache und das Wesen der Wortbedeutung. 2. Tl.: Der Satz. Lahr 1925, ²1928
- APEL, K. O.: Transformation der Philosophie, 2 Bde. Frankfurt/M. 1976 a
Sprachtheorie und transzendentale Sprachgrammatik zur Frage ethischer Normen. In K. O. Apel (Hg.): Sprachgrammatik und Sprachphilosophie. Frankfurt/M. 1976 b
- AUSTIN, J. L.: Zur Theorie der Sprechakte. Deutsche Bearb. E. von Savigny. Stuttgart 1972
- BOLLNOW, O. F.: Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie. Zeitschr. f. deutsche Bildung, 14, 1938, 102-112
Sprache und Dichtung. In H. Plessner(Hg.): Symphilosophein. Bericht über den Dritten Deutschen Kongreß für Philosophie, Bremen 1950. München 1952, 137-148
Die Ehrfurcht. Frankfurt/M. ²1958 Die Lebensphilosophie. Berlin, Göttingen, Heidelberg 1958
- Erziehung zum Gespräch. In: Sprache und Erziehung. Bericht über die Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft vom 7. - 10. April in Göttingen. Weinheim 1963, 217-229
- Philosophie der Erkenntnis. Das Vorverständnis und die Erfahrung des Neuen. Stuttgart 1970
- Die Macht des Worts. Sprachphilosophische Überle gungen aus pädagogischer Perspektive. Essen ³1971
- Das Doppelgesicht der Wahrheit.
- Philosophie der Erkenntnis, Tl. 2. Stuttgart 1975
- Mensch und Raum. Stuttgart 1976
- Fragen – Voraussetzung des Gesprächs. In E. Ringel, G. Brandl (Hg.): Situationsbewältigung durch Fragen. Wien, Freiburg, Basel 1977, 127-141
- Sprache und Erziehung. Stuttgart ³1979
- Vom Unvollendeten, Nicht-zu-Vollendenden. In: O. F. Bollnow: Studien zur Hermeneutik, Bd. 1. Freiburg, München 1982, 204-223
- Studien zur Hermeneutik, Bd. 2. Zur hermeneutischen Logik von Georg Misch und Hans Lipps. Freiburg, München 1983
- BUYTENDIJK, F. J. J.: Allgemeine Theorie der menschlichen Haltung und Bewegung. Berlin, Göttingen, Heidelberg 1956
- CASSIRER, E.: Philosophie der symbolischen Formen, 3 Bde. Berlin 1923-1929. Neuaufl. Darmstadt 1953
Was ist der Mensch? Stuttgart 1960
- COSERIU, E.: Sprache. Strukturen und Funktionen. 12 Aufsätze zur allgemeinen und romanischen Sprachwissenschaft. Hg. v. U. Petersen. Tübinger Beiträge zur Linguistik, Bd. 2. Tübingen 1970
- FAHRENBACH, H.: Zur Konzeption einer philosophischen Sprach-Anthropologie. In S. Goeppert (Hg.): Die Beziehung zwischen Arzt und Patient. München 1975
- Sprachanalyse im Rahmen systematischer Philosophie. In D. Henrich (Hg.): Ist systematische Philosophie möglich? Stuttgarter Hegel-Kongreß 1975. Bonn 1977, 341-363
- Erfahrung und Sprache in philosophischer Reflexion. In: I. Zimmermann (Hg.): Sprache und Welterfahrung. München 1978
- FICHTE, J. G.: Reden an die deutsche Nation. In: J. G. Fichte: Werke, Bd. 5. Hg. F. Medicus.

- Leipzig 1911/12
- FRÖBEL, F.: Menschenerziehung. In F. Fröbel: Ausgewählte Schriften, Bd. 2. Hg. E. Hoffmann. Bad Godesberg 1951
- GADAMER, H.-G.: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Teil. 3: Ontologische Wendung der Hermeneutik am Leitfaden der Sprache. Tübingen² 1965, 61-476
- Die Stellung der Philosophie in der heutigen Gesellschaft. In H.-G. Gadamer (Hg.): Probleme der Sprache. Achter Deutscher Kongreß für Philosophie, Heidelberg 1966. München 1967, 9-17
- GEORGE, ST.: Das Neue Reich. Berlin 1928, 134
- GIEL, K.: Studie über das Zeigen. In O. F. Bollnow (Hg.): Erziehung in anthropologischer Sicht. Zürich 1969, 51-75
- GOETHE, J. W. VON: Das Märchen. In: Gedenkausgabe, Bd. 9. Hg. E. Beutler. Zürich 1949 ff, 374 f.
- HABERMAS, J.: Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In J. Habermas, N. Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung? Frankfurt/M. 1971
- Wahrheitstheorien. In: Wirklichkeit und Reflexion. Zum 60. Geburtstag für Walter Schulz. Pfullingen 1973, 211-265
- HEIDEGGER, M.: Sein und Zeit. Halle a. d. Saale 1927
- Platons Lehre von der Wahrheit. Bern 1947
- Unterwegs zur Sprache. Pfullingen 1959
- HEINTEL, E.: Einführung in die Sprachphilosophie. Darmstadt 1972
- HERDER, J. G.: Über den Ursprung der Sprache. In: Sämtliche Werke, Bd. 5. Hg. B. Suphan. Berlin 1877 ff.
- HEYDTE, F. A. VON DER, SACHERL, K.: Soziologie der deutschen Parteien. München 1955
- HÖLDERLIN, F.: Sämtliche Werke. Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, im Auftrag des Württembergischen Kultusministeriums hg. von F. Beißner u. a. Stuttgart 1943 ff.
- HOFMANNSTHAL, H. VON : Ein Brief. In H. von Hofmannsthal: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Prosa, Bd. 2. Frankfurt/M. 1951, 7-22
- HUMBOLDT, W. VON: Schriften zur Sprachphilosophie. In W. von Humboldt: Werke, Bd. 3. Hg. A. Flitner, K. Giel. Stuttgart 1963
- JASPERS, K.: Die Sprache. In K. Jaspers: Von der Wahrheit. München 1947, 395-449
- JEAN PAUL: Levana. In Jean Paul: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. E. Berend. Weimar, Berlin 1927 ff.
- KAINZ, F.: Psychologie der Sprache, 5 Bde. Stuttgart 1941-1969
- LIEBRUCKS, B.: Sprache und Bewußtsein, 6 Bde. Frankfurt a. M. 1964-1974
- LIPPS, H.: Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik. Frankfurt/M. 1938
- Die Verbindlichkeit der Sprache. Arbeiten zur Sprachphilosophie und Logik. Hg. E. von Busse. Frankfurt a. M. 1944
- MARCEL, G.: Sein und Haben. Übers. E. Behler. Paderborn 1954. Vgl. auch O. F. Bollnow: Französischer Existentialismus. Stuttgart 1965, 106 ff.
- MISCH, G.: Lebensphilosophie und Phänomenologie. Eine Auseinandersetzung der Dilthey-schen Richtung mit Heidegger und Husserl. Darmstadt³ 1967
- Logik und Einleitung in die Theorie des Wissens. Vorlesungen. Hg. F. Rodi. Freiburg /

München 1994

- MORGENSTERN, CH.: Gesammelte Werke. Hg. M. Morgenstern. München 1965
- NIETZSCHE, F.: Werke. Groß- und Kleinoktavausgabe. Leipzig 1895-1926
- PASCAL, B.: Über die Religion (Pensees). Übers. E. Wasmuth. Berlin ²1940
- PORZIG, W.: Das Wunder der Sprache. München 1950
- PROUST, M.: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, Bd. 1. Übers. E. Rechel-Mertens. Frankfurt a. M. 1958
- SCHILLER, F.: Werke. Nationalausgabe, Bd. 1. Hg. J. Petersen, G. Fricke. Weimar 1943
- SCHNELLE, H.: Sprachphilosophie und Linguistik. Reinbek 1973
- SEARLE, J.: Sprechakte. Übers. R. und R. Wiggershaus. Frankfurt/M. 1971
- SIMMEL, G.: Lebensanschauung. Vier metaphysische Kapitel. Leipzig, München 1918
- SPRENGARD, K. A.: Wissen und Sprechen. In H.-G. Gadamer (Hg.): Probleme der Sprache. Achter Deutscher Kongreß für Philosophie, Heidelberg 1966. München 1967, 63-70
- STENZEL, J.: Philosophie der Sprache. München 1934
- UEXKÜLL, J. VON: Umwelt und Innenwelt der Tiere. Berlin ²1921
Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen. Reinbek 1956
- WANDRUSZKA, M.: Sprachen. Vergleichbar und unvergleichlich. München 1969
- WEIN, H.: Sprachphilosophie der Gegenwart. Den Haag 1963
- WEISGERBER, L.: Muttersprache und Geistesbildung. Göttingen 1929
Von den Kräften der deutschen Sprache, 4 Bde. Düsseldorf 1949/50
- WHORF, B. L.: Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie. Hg. und Übers. P. Krausser. Reinbek 1963
- WITTGENSTEIN, L.: Schriften 1. Frankfurt/M. 1969
- WUNDERLICH, D.: Über die Konsequenzen von Sprechhandlungen. In K. O. Apel (Hg.): Sprachgrammatik und Sprachphilosophie. Frankfurt/M. 1976, 441-462